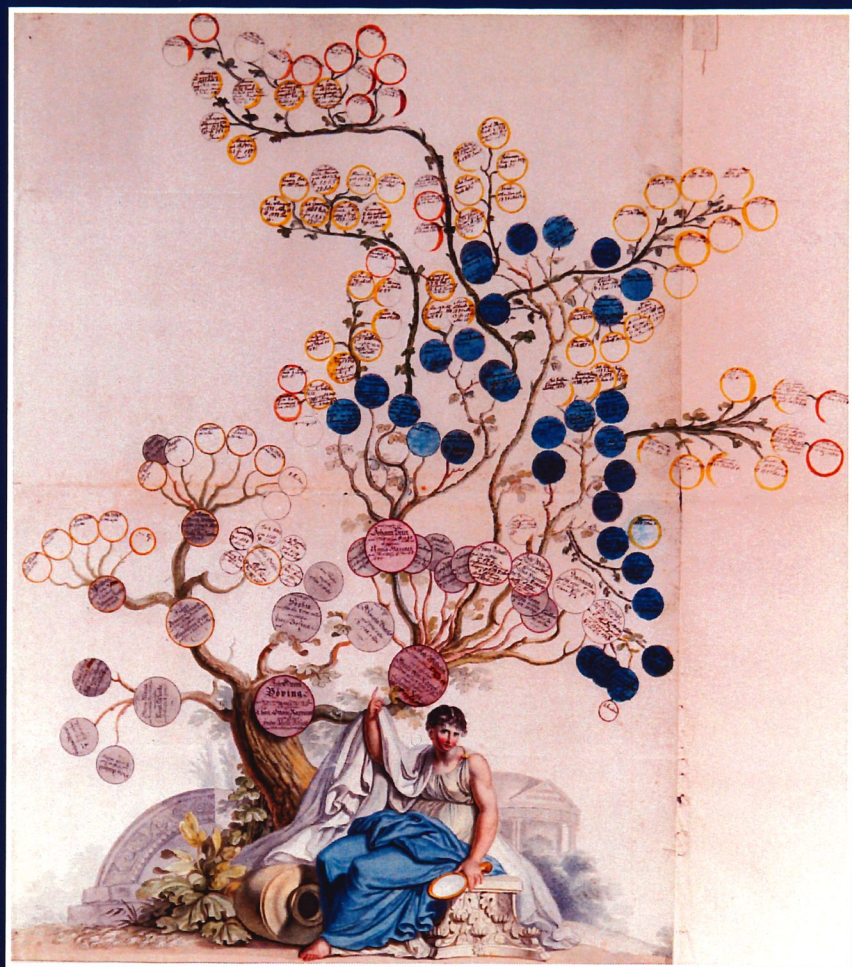


90 Jahre Familienforschung in Bremen



Von Mausmitgliedern für die „Maus“
zum 90. Geburtstag

Blätter der „MAUS“

Gesellschaft für Familienforschung e.V., Bremen

38. Heft

Mai 2014

90 Jahre Familienforschung in Bremen

**Von Mausmitgliedern für
„Die Maus“**

**zum
90. Geburtstag**

Abbildung auf dem Umschlag:
Stammbaum der Familie Böving (Ausschnitt)

Schriftleiter: Rolf Masemann, Die „MAUS“ e. V., Bremen
Lektorat: Marlis Legenhausen, Die „MAUS“ e. V., Bremen
Layout: Holger Laufhütte

Alle Rechte vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung der „MAUS“ e. V., Bremen ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Wege (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Einzelheft: € 10,00

Druck: Papierflieger Verlag GmbH
38678 Clausthal-Zellerfeld
www.papierflieger-verlag.de

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;

Detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-86948-337-5

Inhalt	Seite
90 Jahre Familienforschung in Bremen Rolf Masemann	5
Grußwort der DAGV Dirk Weissleder	7
Gedanken zur Maus: Rückblick und Dank Dr. Peter Ulrich, Ehrenvorsitzender der MAUS	9
Alte Hochzeitsbräuche in Bremen Detlef von Horn	15
Letzte Wohnung: Nordstraße 210 Peter Christoffersen	21
Garnisonprediger am Zuchthaus zu Bremen Ernst Schütze	37
Holz, Röntgenstrahlen und Fernost – Die Bremer Holzhändlerfamilie Meyer vom Panzenberg Dr. Peter Ulrich	43
Eine Scheidung 1820 Christa Lütjen	57
Eine Traueranzeige Eva-Maria Wagner-Kienzler	63
Von Bremen nach Mexico-City Martin G. Schulz	73
Die Arbeit der „Mäuse“ in unserem Archiv Dieter Memleb	77
Tras las pistas de los antepasados alemanes Victoria Dannemann	79
Auf den Spuren der deutschen Vorfahren Victoria Dannemann/Übersetzung: Thomas Memleb	83
Devin Flato/Texas sucht seine Ahnen aus Bremen – in der ‚Maus‘ Luise von Humbert	87
Dem Verfall gelassen Nazi-Verein Lebensborn – Heim Friesland Detlef von Horn	93
Die unbekannte Cousine Renate Hagedorn	109
Eine deutsch-russische Suche Marlene Kaiser	113

Rolf Masemann

90 Jahre Familienforschung in Bremen

Lange haben wir im Vorstand überlegt, wie wir den 90. Geburtstag unseres Vereins angemessen begehen sollen. Ein Jubiläum im eigentlichen Sinne ist es nicht und eine umfangreiche Chronik, nachzulesen auf unserer Internetseite unter Vereinsgeschichte, ist zum 75jährigen Bestehen geschrieben worden. So haben wir uns dazu entschlossen, ein Heft mit Forschungsbeiträgen von Mitgliedern zusammenzustellen. Nach einem entsprechenden Aufruf wurden uns Arbeiten zu ganz unterschiedlichen Themen zur Verfügung gestellt, so dass ein interessantes abwechslungsreiches Heft entstanden ist. Es stellt einen kleinen Querschnitt durch die Forschungsgebiet unserer Mitglieder dar. Allen Einsendern an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön.

Wenn wir zurückschauen auf die vergangenen 15 Jahre, dann ist es besonders eine Entwicklung, die vieles verändert hat – Computer und Internet. Schon Mitte der 1990er Jahre hatten die ersten Computer bei der MAUS ihren Einzug gehalten, und mit der Verwendung spezieller Ahnenforschungsprogramme war für viele von uns eine neue Zeit angebrochen. Die ersten elektronischen Datenbanken waren erarbeitet und auf der inzwischen eingerichteten Internetseite der MAUS einsehbar. Unser Verein war bei der Nutzung dieser neuen Technologie, die den Familienforschern völlig neue Perspektiven bot, ganz vorn dabei.

Bis zum 54. Deutschen Genealogentag 2002 in Bremen, der unter dem Motto „Über Bremen in die Welt“ stand, hatte der Verein dank der guten Zusammenarbeit mit dem Bremer Staatsarchiv und der Handelskammer und durch die Mitarbeit vieler fleißiger Mäuse erste Ergebnisse bei der Auswertung der Passagierlisten von 1920 – 1939 erarbeitet und im Internet zur Verfügung stellen können. Die nächsten Jahre waren durch immer neue Angebote unseres Vereins im Internet geprägt. Sie haben der MAUS viel Anerkennung und neue Mitglieder gebracht. Es gab allerdings auch schwierige Zeiten auf diesem erfolgreichen Weg, aber das soll an dieser Stelle kein Thema sein.

Daneben gibt es aber immer auch noch die „forschende Maus“, z. B. da, wo im Staatsarchiv weitere Quellen erschlossen werden können, und wo noch manches erforscht werden muss, was nicht im Internet zu finden ist.

Die MAUS ist stolz auf ihr heutiges Angebot, ob im Internet oder im Archiv, und mit zurzeit fast 1000 Mitgliedern sicher gut gerüstet für die nächsten Jahre

Die auf den folgenden Seiten abgedruckten Texte wurden gesammelt und bearbeitet von Kornelia Renemann, Marlis Legenhausen und Lena Fellmann. Ein herzliches Dankeschön für diese Arbeit.

Rolf Masemann, Vorsitzender der MAUS

**Grußwort der Deutschen Arbeitsgemeinschaft
genealogischer Verbände e. V. (DAGV)**

Liebe Mitglieder und Freunde der MAUS,

es ist mir eine große Freude, Ihnen als Vorsitzender der DAGV im Namen des Dachverbandes herzlich zu Ihrem runden Jubiläum im Jahr der Genealogie (DAGV) 2014 gratulieren zu können. 90 Jahre MAUS, das ist ein besonderer Meilenstein auf dem Feld der organisierten Genealogie in Deutschland.

Neun Jahrzehnte sind seit Ihrer Gründung am 20. März 1924 in Bremen vergangen – eine Gaststätte stand damals Pate für die Namensgebung. Niemand konnte damals ahnen, dass aus dem Zusammenschluss regionaler und überregionaler Familiengeschichtsforscher einmal eine der größten genealogischen Vereinigungen in Deutschland werden sollte. Seit 1959 ist DIE MAUS auch Mitglied in der DAGV. Insgesamt dreimal fand in Bremen ein Deutscher Genealogentag (DGT) statt, der sich zunächst aus der Mitgliederversammlung der DAGV entwickelte und heute die größte nationale Tagung der Genealoginnen und Genealogen in Deutschland ist. Nach dem 5. Deutschen Genealogentag am 13. September 1953 wurden die DGT Nr. 37 (6. – 9. September 1985) und Nr. 54 (20. – 23. September 2002) von der MAUS ausgerichtet. Alle diese Tagungen sind innerhalb der Genealogen-Familie in bester Erinnerung. Spätestens zum 100. Geburtstag Ihrer Vereinigung in 2024 sollte man wieder hierüber nachdenken!

Hervorheben möchte ich, dass der Wiederbegründer der MAUS nach dem Zweiten Weltkrieg, Fregattenkapitän i. R. Gustav Wehner, bereits am 28. – 29. Mai 1949 bei der Gründung der DAGV in Frankfurt am Main beteiligt war. DIE MAUS selbst wurde jedoch erst 1959 Mitglied der DAGV.

Uns als Dachverband geht es gerade um den freundschaftlichen und sachorientierten Austausch der genealogischen Vereine sowie der Genealogen untereinander. Es ist berührend zu sehen, dass Sie sich innerhalb der MAUS-Familie stets aktiv zeigen und auch die „Alt-Mäuse“ einen Platz bei Ihnen haben. Sie leisten als MAUS, nicht nur im norddeutschen Raum, sondern bundesweit und darüber hinaus, einen wertvollen, nicht hoch genug zu schätzenden Beitrag. 90 Jahre MAUS sind ein Anlass zu feiern, viele erfolgreiche Jahrzehnte mögen noch vor Ihnen liegen.

Dirk Weissleder

Vorsitzender

Deutsche Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände e. V. (DAGV)

Gedanken zur Maus: Rückblick und Dank

Dr. Peter Ulrich

I

1999 feierte die Maus, Gesellschaft für Familienforschung e. V., Bremen, ihr 75jähriges Bestehen. Nun begeht sie im Jahr 2014 ihren 90jährigen Geburtstag. Grund genug, auf dem Weg zum 100jährigen Jubiläum einzuhalten und zu fragen: Was hat sich innerhalb der letzten fünfzehn Jahre in der Maus ereignet?

Die Maus ist ein Verein. Sie nennt sich zwar Gesellschaft für Familienforschung, ist aber der Rechtslage nach ein Verein. Was ist ihr Ziel? Sie lädt Menschen ein, Familienforschung zu betreiben. So führt die Maus Personen unterschiedlicher Art zusammen. Ihr gemeinsames Anliegen ist die Freude an der Genealogie. Die macht süchtig. Insofern sind viele Mäuse süchtig geworden, und wer es einmal ist, bleibt es. Es ist die Sehnsucht, die eigenen Vorfahren oder die anderer Leute kennenzulernen. Es ist die Begeisterung, in Archiven fündig zu werden, den lange gesuchten Namen plötzlich zu finden und Zusammenhänge zu erkennen. Wer dies nicht irgendwann einmal erfahren hat, wird es kaum nachempfinden.

Der Begriff Verein impliziert Geselligkeit. Wer der Maus beiträgt, sucht Gleichgesinnte. Er sucht keine Leidensgenossen, wohl aber Mitkämpfer – Menschen, die sich wie er oder sie in die Familiengeschichte hineinwühlen und das Gespräch mit den Vorfahren suchen. Deswegen verstehen Mäuse sich meistens untereinander. Die Maus ist – obwohl unsere Gesellschaft in den letzten fünfzehn Jahren rapide gewachsen ist – hintergründig eine verschworene Gemeinschaft. Keine Sorge, man kann in ihr Nähe und Distanz selber bestimmen. Keiner wird gedrungen.

Nun, auch in einem Verein menscht es zuweilen. Das war immer so, und es wird immer so bleiben. Ich bin bereits als Gymnasiast in die Maus eingetreten. Da saßen uralte Leute, wie ich damals fand. Heute sage ich: So alt waren sie eigentlich nicht ... Ab und zu menschtelte es auch zwischen ihnen. Man schüttelte hin und wieder den Kopf über den andern. Dann sagte der eine zum anderen vorsichtig: „Haben Sie das verstanden, was XY eben meinte?“ Und unausgesprochen schwang dabei mit: „Er ist ja manchmal merkwürdig!“ Der Umgang blieb stets höflich. Er ist mir bis heute ein Vorbild. Dankbar erinnere ich mich solcher Persönlichkeiten. Weder zählten Herkunft, Bildung, Politik, religiöse Einstellung oder Lebensstil – es ging grundsätzlich um die Sache. Man übte um der Sache willen Disziplin – eben Mäusedisziplin.

Manches war absolut skurril, wie ja überhaupt Mäuse manchmal skurril sind. Ja, wer schlägt sich schon die Nacht um sie Ohren, nur weil man nicht einschlafen kann und fortwährend überlegt: Ist es nun der Vater oder der Bruder oder der Vetter oder doch der Großvater? Wer stürzt schon nachts an den Computer und sieht die Unterlagen noch einmal durch, derweil es draußen zu tagen beginnt? Das tun nur die von der Sehnsucht Getriebenen! Genealogie ist Sehnsucht. Sie öffnet das Herz und lässt es pochen.

Natürlich kann es auch schwierig werden. Wie ist das, wenn sich zwei Mäuse begegnen und die eine der anderen ihre goldenen Ergebnisse vorträgt, diese aber gar nicht hinhört, weil sie wiederum ihre Goldkörner loswerden möchte?

Nun, in den letzten Jahren hat es auch in der Maus zweimal richtig gemenschelt. Das soll nicht verschwiegen werden, blicken wir zurück. Es blieb leider nicht immer im Skurrilen, wie es die Damen und Herren früher vermochten. Wer aber wollte, konnte daraus lernen. Lernen, Menschen kennenzulernen – kann auch Schmerzen bereiten, für einen selber, aber auch für die anderen. So wie man sich selber eingestehen muss: Ich habe anderen ebenfalls Schmerzen bereitet. Dennoch verließen uns einige. Andere legten eine Pause ein. Wiederum andere packten an, stellten sich den drängenden Fragen. Vor allem: Guter Wille war und ist weiter angesagt. In allen Diskussionen kommt es auf den Ton an. Die Maus hat es durchgestanden. Dafür gebührt den friedfertigen Brückenbauern großer Dank. Noch einmal: Wer wollte, konnte für sein Leben lernen.

II

Ein Verein besteht aus den Mitgliedern und dem Vorstand. Der Vorstand wird gewählt. Das gibt ihm Halt und Vertrauen. Denn ohne Vertrauen kann kein Vorstand bestehen, und ohne Vertrauen zum Vorstand schaffen es die Mitglieder alleine auch nicht.

Gerne denke ich als ehemaliger Vorsitzender an meine Vorgänger und meine Nachfolger im Amt, Dr. Günther Thaden, Dr. Wolfgang Bonorden vor mir und Rudolf Voss nach mir sowie zur Zeit Rolf Masemann. Jeder ist anders – wie positiv für einen Verein, dass es verschiedene Handschriften gibt. Es gilt, die Mäuse zusammenzuhalten, sie zu inspirieren, sich aber ebenso selber mitnehmen zu lassen. Es gilt, Verbindungen in die Stadt zu halten, Besuche zu manchen, zu bitten, wenn nötig, und das stets im Dienst der Sache und der Menschen. Keiner kommt so ganz ungeschoren davon, auch ein ganzer Vorstand nicht. Dann helfen manchmal nur Humor und die Gabe, großzügig zu sein. Aber dasselbe sollten die anderen Mäuse ebenfalls mitbringen.

Die Maus ist von 1999 bis 2014 über die Hälfte gewachsen. Das ist schon etwas! Wenn das die älteren Damen und Herren von damals wüssten. Fast 1000 Mitglieder! Denn unvorstellbar für die Damaligen hielt das Computerzeitalter seinen Einzug. Erstellte man früher Zettelkästen und legte man Akten an, so nicht mehr im digitalen Zeitalter. Die Mitglieder sitzen nun überall in der Welt. Entfernungen spielen keine Rolle mehr. Man muss die Räume der Maus nicht mehr betreten, um Futter zu erhalten. Aber dabei bleibt auch mancher Kontakt auf der Strecke.

Heute fertigt die fleißige ehrenamtliche Maus Dateien an, lädt herunter und kann überall auf der Welt in der Mailing-List mitmachen – das hat schon was! Die Gesellschaft lebt von ihren Mitgliedern, die ehrenamtlich, meistens stillschweigend und hilfsbereit Informationen weitergeben, die vernetzen, Ideen entwickeln, Zeit investieren und einfach nur da sind. Ohne sie und ihren guten Willen ginge das alles gar nicht. Danke, kann man da nur rufen! Danke!

Neben den Einzelmäusen gibt es verschiedene Mäusegruppen. Sie alle haben ein unvorstellbar reiches genealogisches Wissen zusammengetragen. Sie tun dies ebenfalls ehrenamtlich für den Verein und stellen ihre Dateien zur Verfügung. Astronomische Zahlen sind bisher erreicht worden, und ein Ende ist nicht abzusehen. Man werfe nur einen Blick auf die Homepage des Vereins. Da wird der Suchende schnell fündig. Aber Vorsicht: Da kann man sich auch schnell fest lesen. Klick – klick – klick ...

Natürlich haben auch Nichtmitglieder von außerhalb Zugänge zu bestimmten Dateien. Es macht auch den Mäusen wie den Mitgliedern anderer genealogischer Vereine große Freude, ihr Wissen weiterzugeben, anderen zu helfen und für sie da zu sein. Und wer nach Bremen kommt, wird wie ehemals am Dienstagmorgen und am Donnerstagnachmittag fachkundig beraten. Aber bitte nicht vergessen, sich in das Anwesenheitsbuch einzutragen! Auch kann man postalisch oder per E-Mail Anfragen stellen: Die Maus beantwortet sie rasch und fachkundig. Das geht oft genug nur deswegen, weil man schnell und praktisch auf die Grauen Mappen zurückgreifen kann: stets aufgeräumt und neu geordnet, wie die reichhaltige genealogische Literatur, welche die Maus im Laufe von Jahrzehnten hat ansammeln können. Ja, wer träumt nicht irgendwann davon, abends einmal in der Maus eingeschlossen zu werden, eine Thermoskanne Tee dabei zu haben und ganz in Ruhe einmal zu stöbern, zu lesen und die Abschriften der Kirchenbücher auszuwerten? Natürlich, die Computer sind auch da, und sie arbeiten bestimmt in manchem schneller. Aber ersetzen sie das genealogische Fachbuch wirklich?

Dennoch: Mäuse blicken nicht nur zurück. Sie sind ihrer Zeit verhaftet, und die meisten von ihnen sind zudem entweder PC-Spezialisten oder zumindest Kenner auf diesem Gebiet. Es ist dankenswert, mit welchem persönlichen Einsatz unsere

Homepage erstellt wurde. Es ist großartig, was der Suchende dort alles findet: neben der interessanten Vereinsgeschichte und den heutigen Strukturen und Verantwortlichen die verschiedenen Projekte und Aktivitäten als da sind Auswanderung, Online-Datenbanken, die VERDENer Familienforscher, die Veranstaltungen, die Volkshochschulkurse, die Bücherei und der Büchertisch. Hinter allen Bereichen steckt eine unglaubliche Arbeit!! Es ist ebenso lohnenswert, in die verschiedenen Publikationen der Maus zu schauen: die „Blätter der Maus“, die „Zeitschrift für niederdeutsche Familienkunde“, „Über Bremen in die Welt“, die letzte Festschrift der Maus zu ihrem 75jährigen Bestehen, die über die Vereinsgeschichte informiert.

Sehr zu danken haben wir auch den hauptamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die im Zuge von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen viele Jahre im Raum der Maus zugebracht haben. Sie schrieben Kirchenbücher ab, erstellten genealogische Listen und waren ebenso für Besucher da. Sie wussten fachlich und technisch Bescheid und haben das abrufbare Wissen der Maus enorm vermehrt.

Im Übrigen hört sich die Mäuse-Familie im Winterhalbjahr eisern genealogische Vorträge an, trifft sich gerne zum Stammtisch und sucht das Gespräch. Sie geht auf Exkursionen und besucht andere Vereine. Sie lädt zu offenen Tagen ein und steht dem Staatsarchiv in vielem zur Seite. Dankbar weiß sie sich seit den Tagen von Archivdirektor Dr. Karl-Heinz Schwebel dort zu Hause. Denn zwischen Maus und Staatsarchiv besteht eine fruchtbare Zusammenarbeit. Und es ist segensreich, von der Maus in das Archiv zu gehen und umgekehrt. Wo findet man das so schnell?

Nicht vergessen werden sollte schließlich ihre Mitgliedschaft in der „Wittheit zu Bremen“. Sie weist die Maus als eine wissenschaftliche Gesellschaft aus, die in der bremischen Geschichtsforschung ihre Rolle spielt. Das kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie sich mit anderen historischen Vereinen und Gesellschaften zusammen tut und gemeinsame Projekte fördert wie z. B. den Bremer Heimatpreis, der jährlich ausgelobt wird.

III

Die Maus ist der mitgliederstärkste genealogische Verein in Norddeutschland. Das macht uns stolz, aber nach bremischer Art lassen wir es uns nicht anmerken. Es gab viel zu tun, es gibt viel zu tun, und es wird viel zu tun geben. Es gibt Höhepunkte im Mäuseleben, aber auch den grauen Mäusealltag. Ein Verein bemisst sich schließlich auch gar nicht nach der Zahl seiner Mitglieder, sondern nach ihrem vielfältigen Engagement. Es kommt auf den gemeinschaftlichen Geist an. Nein, ich will hier kein Mäuseparadies zeichnen, sicher nicht!

Aber eines wünsche ich uns Mäusen für die nächsten zehn Jahre bis zum hundertsten Geburtstag – neben allen Aktivitäten: Gelassenheit, Fröhlichkeit und Milde. Zwar sagt Goethe: „Im Alter nur nicht milde werden!“ Aber Milde mit sich und anderen tut gut und ist sicher nachhaltig. Insofern dürfen wir hier Goethe einmal nicht folgen. Ein Vorletztes: Dank, viel Dank an all diejenigen, die sich engagiert einbringen, die Zeit und Kraft für die Maus opfern. Das ist vorbildlich. Ein Letztes: Familienforschung soll Spaß machen dürfen. Das lasse ich mir nicht nehmen. Denn ich bin stolz, der Maus anzugehören.



Alte Hochzeitsbräuche in Bremen

Detlef von Horn

Der Treck

Die Hochzeit zweier Menschen, der Beginn einer von tiefer gegenseitiger Zuneigung geprägten Lebensgemeinschaft, die Knospe der zur Blume reifenden Familie, dies betrachtet die Menschheit seit Urväterzeiten als ein besonderes Ereignis. Da ist einerseits die stille innere Feierlichkeit des öffentlichen sich gegenseitigen Versprechens und andererseits das frohe laute Fest mit der Familie, den Bekannten und vielen weiteren Gästen: das opulente Festmahl mit kulinarischen Köstlichkeiten, anschließendem Frohsinn mit Musik und Tanz.¹

Viele Gemälde des Mittelalters zeigen mit großer Farbenpracht den besonderen Stellenwert des Hochzeitsfestes und geben mit bildlichen Darstellungen Eindrücke der damaligen Bräuche sowie der prächtigen Gewänder dieser Zeit.

Ein herrliches Beispiel des seinerzeit in Bremen üblichen Hochzeitszuges ist ein Gemälde von Jummel², das heute das Trauzimmer des Standesamts Bremen-Mitte schmückt. Nach dem Luxus der Gewänder der dargestellten

Personen handelt es sich um sehr betuchte Hochzeiter. Geschickt gelingt es dem Künstler, dem Betrachter eine große Zahl an Informationen zu vermitteln.³

Der Hochzeitszug, damals Treck oder Brautfahrt genannt, galt als einer der Höhepunkte des großen Trauungs- und Hochzeitstages. Der Bräutigam und die Verwandten versammelten sich mit den übrigen Gästen am Morgen auf dem Marktplatz, die Vornehmen trafen sich standesgemäß unter den Rathausarkaden. Man begab sich gemeinsam zum Haus der Braut, um diese mit feierlicher Prozession durch die Straßen zur Kirche zu führen. Die Pracht und Herrlichkeit des Brautpaares und der Gäste galt es, einer großen Öffentlichkeit vorzuzeigen. Also folgte der Ehrenkargang (Ehrenkirchgang) nicht dem kürzesten Weg zur Kirche. Viele Straßen gab es in der Stadt, in denen gute Freunde grüßten, sie folgten dem Treck.

¹ Kohl, I. A., Alte und Neue Zeit, Episoden aus der Culturgeschichte der freien Reichsstadt Bremen

² Gemalt von Adolf Jummel nach einer kleinen Lithographie in den „Bremischen Denkmalen“

³ Bildbeschreibung Weser-Kurier, 21.10.1950

Musikanten führten den Hochzeitszug an, doch mussten die Regeln des Hohen Senats beachtet werden: Waren es Bräute des ersten Standes, durften die Ratsmusikanten blasen. Bei den Bräuten des zweiten, dritten und vierten Standes war es den Trompetern und Posaunern lediglich erlaubt, die Braut nach dem Kirchgang vor ihrem Hause mit Musik zu empfangen. Auf dem Gemälde stehen die Musiker vor dem Portal der Liebfrauenkirche. Das ist ein doppelter Hinweis, denn er belegt die hohe Stellung des Paares und gibt einen geschichtlichen Bezug. Nicht der Dom des Erzbischofs war seinerzeit Hauptkirche der Bremer Obrigkeit, sondern die Liebfrauenkirche als Ratskirche.

Den Musikanten folgten kleine Kinder, nach dem Vorbild der Kleider der Erwachsenen herausgeputzte Jungen und Mädchen. Möglichst jung sollten sie sein, die Zukunftsengel, die Träger der Unschuld. Der Senat sorgte sich jedoch um die Kleinen, die bei solchen Zeremonien ohne nötige Sorge und Aufsicht seien und verfügte, Kinder unter 8 Jahren würden obrigkeitlich im Treck nicht geduldet. Zuwiderhandlungen belegte er mit 5 Mark Strafe. Die Kinder auf dem Gemälde dürften das Mindestalter erreicht haben. Ihre Kleider in roter Seide und Samt mit den Gürtelschnallen lassen sie allerdings viel älter erscheinen.

Die Farben weiß und rot prägen auch die Gewänder der Brautschwester, dazu die Halskrausen und der aus Goldblech geschmiedete glänzende Kopfschmuck.

Im Mittelpunkt des Bildes schreitet die Hauptperson des Tages, die Braut. Auf dem Kopf die schwere Last der Krone, ein kunstvolles Gebilde aus vergoldetem Silber, mit künstlichen Blumen und Blüten verziert. Nicht minder großartig ist der Brautgürtel, in der Regel ein Geschenk des Bräutigams, meist prachtvoll ausgeschmückt mit Gold und Edelsteinen und bis auf den Boden herabhängenden schweren Enden.

Neben der Braut die Brauthauptschwester, ähnlich gewandet. Die beiden Herren sind der Bräutigam und sein Trecker, der Brautführer. Beide Herren tragen schwarze Samtpelze, mit goldener Kette auf der Brust und ebenfalls goldenen Schnallen an den Schuhen.

Im weiteren Gefolge tragen die Frauen Tiphoiken, das war eine auffällige Frauentracht im Bremen dieser Zeit. Ein schwarzer Mantel, an dem aber vor der Stirn ein langer, etwas gebogener Schnabel wie ein Horn hervorragt.

Der hier gezeigte Prunk ist wohl den betuchten Bremern der ersten Klasse vorbehalten, doch waren auch die übrigen Klassen stets bestrebt, ihrer Hochzeitsfeier möglichst hohen Glanz zu verleihen.

Wenn, wie aufgezeigt, die Obrigkeit bei der Aufstellung bestimmter Regularien an die Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen knüpfte, so zeigt sich daran, dass bei der Auswahl des Ehepartners in jener Zeit auch andere, als reine Liebesgefühle eine Rolle spielten. Ein Blick in die Chronik politischer Führungskräfte Bremens vermittelt den Eindruck, dass Senatorenämter in Familien wie z. B. den Grönings, den Heinekens oder den Ikens zuweilen Wanderpokalen glichen. Sie wurden nicht nur vom Vater dem Sohn übertragen, vielmehr heiratete man auch gern standesgemäß, was dem beruflichen Fortkommen sehr dienlich war. Wenngleich sichere Rechtsquellen fehlen, so sind ähnliche Tendenzen auch bei den einzelnen Innungen zu beobachten. Besonders deutlich wird die gesellschaftliche Rangstellung in den Landgebieten. Die dörfliche Hierarchie unterteilte nicht nur nach Bauern, Brinksitzern und Köthnern und setzte damit bei der Auswahl der Heiratskandidaten enge Grenzen, ja, selbst die Voll-, Halb- und Viertelbauern heirateten nur ihresgleichen. So hatten nach dem Meierrecht die Landeigentümer beim Wechsel des Hofinhabers ein erhebliches Mitspracherecht. Obwohl nach gängiger Praxis dem ältesten Sohn nach seiner Heirat der Hof übertragen wurde, war der Landbesitzer wegen des Übergangs des Meierbriefes zu beteiligen. In diesem Verfahren wurde auch die standesgemäße Herkunft der künftigen Bäuerin von großem Wert.

Letztendlich war auch der elterliche Segen erforderlich. Die in der Franzosenzeit geltende Civilstandsverordnung nannte die Einwilligung der Eltern als zwingende Ehevoraussetzung. In unseren Nachbarstaaten Belgien, Luxemburg, Monaco und den Niederlanden wurde bis in die heutige Zeit hinein die sogenannte ‚Ehrerbietungsakte‘ gefordert.

Die Hochzeitsfeier

War nach den Vorgaben der gesellschaftlichen Herkunft und des persönlichen Geschmacks die richtige Person gefunden, so hatten die Verlobten die Ausrichtung der Hochzeitsfeier vorzubereiten.

Den Hochzeitsbittern oblag es, die Einladungen zur Feier zu überbringen. Auf dem Lande übernahmen zumeist Berittene diese Aufgaben, wegen der damit verbundenen langen Wege. Nach altem Brauch erhielt das Pferd von jedem Eingeladenen ein Schleifchen am Zaumzeug, der Reiter einen Schnaps. Bei der üblichen großen Gästeliste musste das am Ende reich geschmückte Pferd seinen volltrunkenen Reiter sorgsam nach Hause tragen.

In der Stadt Bremen waren die Gästelisten länger, aber die Wege kürzer. Die große Aufgabe der Hochzeitsbitter und Schaffer lag nun darin, mit den Zusagen abgestimmte genaue Gästelisten zu erstellen. Zunächst galt es, die obrigkeitlichen

Vorgaben zu beachten, denn die Zahl der Festteilnehmer war begrenzt. Die erste und zweite Klasse durfte 200 Gäste bewirten, die dritte Klasse immerhin noch 100 Gäste, der vierten Klasse wurden allenfalls 50 Gäste zugebilligt. Von dieser Grundsatzregelung gab es wiederum Ausnahmen: Die Eltern und die Geschwister des Brautpaares sowie deren Hausbewohner zählten nicht mit. Hochrangige politische oder geistige Würdenträger sowie auswärtige Gäste nahmen an einem gesonderten Tisch, der Herrentafel Platz, die in die Zählung gleichfalls nicht einfluss. Gleiches galt auch für die Musikanten, Köche, Diener und Türhüter. Bei all diesen Ausnahmen konnte sich die Zahl der tatsächlich feiernden Personen gut verdoppeln. Sonstige in diesen Aufzählungen nicht erwähnte Personen hatten keinen Zutritt. Diese Bestimmung zu wahren, war die Aufgabe der Türhüter. Sie mussten für einen konfliktfreien Verlauf der Veranstaltung sorgen, ungebetene Gäste vor die Tür setzen und alles vermerken, was wider die Ordnung verlief. Dazu waren sie durch Eid verpflichtet.

Insbesondere in der ländlichen Tradition war der Brautwagen fest verankert. Die Aussteuer der Braut, meist bereits in vielen Jahren sorgsam zusammengetragen und in einer großen Truhe (Aussteuertruhe) gesammelt, wurde nebst Kleidern, Betten, Schmuck und selbst Schränken auf einen großen Wagen geladen und zum künftigen gemeinsamen Haus gefahren. Die Aussteuertruhen bargen die großen Schätze der jungen Frauen. Bereits dem jungen Mädchen wurden zum Geburtstag leinene Handtücher und Bettwäsche geschenkt, von bester Qualität, zum guten Nutzen für Jahrzehnte, meist mit dem Monogramm kunstvoll bestickt. Der mit diesen Schätzen durchs Dorf fahrende Brautwagen wurde allseits kritisch betrachtet, war doch die Brautgabe auch ein sichtbares Zeichen des Wohlstands der Familie.

In der Stadt waren die Wege kürzer und der Transport der Gerätschaften auf diesem Wege entbehrlich. Man zahlte die Mitgift in Münzen und meinte nur symbolisch: Ich gebe meiner Tochter 1000 Taler Mitgift auf den Brautwagen.

Alle Vorbereitungen waren sorgfältig getroffen, wenn sich der Treck nach der Zusammensprechung in der Kirche wieder ordnete und sich zum Haus der Braut bewegte, zum weiteren Höhepunkt des Festes, dem Hochzeitsmahl. Aufgetischt wurde in der großen Haushalle oder auf der Diele (op de Deel). Waren die Räume nicht ausreichend, so wich man auf den Hausraum eines Gönners aus. Für große Feiern stand das Gewerbehaus als Kosthaus zur Verfügung.

Wenn die Tafeln gerichtet waren, bogen sich die Tischplatten unter der Last der Speisen: Suppen, Fisch, Wildbret und Braten, alles im Überfluss angerichtet. Dazu gab es Reis, Wurzeln (Karotten) und Rüben. Als Nachtschisch Kuchen, Obst, Mandeln, Rosinen und Zuckerwerk.

Vor dem großen Festschmaus hatte man die nach der Sitzordnung vorgegebenen Plätze aufzusuchen und zu warten. Nach wiederum obrigkeitlicher Anordnung sollte sich an der Hochzeitstafel niemand eigenmächtig niedersetzen, bevor nicht die Braut ihren Platz eingenommen hat. Saß die Braut auf ihrem Stuhl, so konnte sich jeder setzen, doch waren Rang und Stellung sorgsam zu beachten.

Nach überlieferten Berichten konnte sich ein Essen wie der Hochzeitsfestschmaus über Stunden erstrecken. Dazu wurde Wein gereicht, bei unteren Ständen Bier, wie wiederum durch Senatserslass reglementiert. Auch die musikalischen Darbietungen und die traditionellen Hochzeitstänze waren obrigkeitlich geregelt.

Die Feiern dauerten oft zwei oder drei Tage. Der erste Tag, der Haupttag, war mit dem Treck, dem Hochzeitsmahl sowie Musik und Tanz reichlich ausgefüllt. Der zweite Hochzeitstag schloss sich dem Gelage des Vortags nahtlos an. Der dritte Tag war dem Gesinde gewidmet, das hernach das gebrauchte Hausgerät und Geschirr wegzuschaffen und alles aufzuräumen hatte.

Wenn angenommen wird, dass diese Regelungen nicht ohne zwingenden Grund ergangen sind, so liegt die Vermutung nahe, dass damals wahrlich ausschweifende Feste gefeiert wurden. Jedenfalls sah sich der Hochedle Hochweise Rath genötigt, energische Schritte gegen Missbräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen auf dem Lande einzuleiten. Die ergangenen Anordnungen von 1660, 1730 und 1744 hätten den ‚behörigen Effect‘ nicht gehabt, vielmehr sei ‚seit einiger Zeit frevlich und ungescheut dawider gehandelt worden‘.

Also wurde am 29. Juni 1764 insbesondere hinsichtlich der Hochzeiten auf dem Lande ausdrücklich verfügt, dass Hochzeiten nur an einem Orte und in einem Haus gefeiert werden dürften.⁴ Die Hochzeitsfeier des Baumanns wurde auf zwei Tage, die des Köthners auf nur einen Tag beschränkt. Ein Baumann durfte nur zwei Tische mit je 24 Personen setzen. Für nicht konfirmierte Kinder, Hausmitbewohner und Personen aus der Stadt war ein weiterer Tisch mit 18 Personen gestattet. Besondere Gäste wie der Gutsherr zählten nicht mit. Das alles zusammengezählt ergäbe eine Bauernhochzeit mit etwa 70 Personen. Köthnern wurde nur die Hälfte der Gäste zugebilligt.

Auch der Bierkonsum war geregelt. So durften an beiden Hochzeitstagen und dem Tag, an dem der Brautwagen weggefahren war, insgesamt nicht mehr als 6 Tonnen Bier an die Gäste ausgeschenkt werden. Für Köthner galt wieder nur die halbe Menge.

⁴ Sammlung von Verordnungen und Proclamen v. 1751 – 1810, S. 69

Eine besondere Regelung lässt auf recht freizügigen Umgang mit Handfeuerwaffen schließen:

Die Hochzeitsgäste und sonst jedermanniglich sich überhaupt als insonderheit bei der Braut Ankunft und Wegbringung des Brautwagens, des gefährlichen Schießens mit Pistolen, Puffern⁵, oder anderen Schieß-Gewehr, bei 10 Rthlr. Straffe und Erstattung des etwan dadurch verursachten Schadens, gänzlich enthalten...

Wer sich dieser Verordnung widersetze, soll

...als ein Übertreter und Verächter Obrigkeitlicher Gesetze mit achttägiger Gefängnis-Straffe in dem Hurrelberg⁶ auf Wasser und Brodt ohnnachsichtig belegt werden...

Schürzengeld und Wegezoll

Setzten die staatlichen Anordnungen verbindliche Vorgaben, die bei Festen strikt einzuhalten waren, so gab es daneben traditionelle Bräuche, mit denen man sich auch ohne staatlichen Zwang fest verbunden fühlte.

So ging im Bremer Landgebiet während des Hochzeitsschmauses ein Mann um die Tafel herum, eine Schürze umgebunden, und mit einem Teller in der Hand, der bis oben mit Salz gefüllt war. Jedem Hochzeitsgast teilte er mit besorgter Miene mit:

„De Kösch hett de Schorten verbrennt“

(Die Kochfrau hat die Schürze verbrannt)

Dieser Hinweis war eine Bitte um eine kleine Gabe. Jeder Gast gab ein Geldstück in das Salz. Diese Spenden kamen der Kochfrau und ihren Helfern zugute.

Zu den Hochzeitsbräuchen auf dem Lande zählte auch das Seilspannen, auch Tauziehen genannt. Auf der Fahrt zur Kirche wurde der Brautkutsche mit einem quer über die Straße gespannten Seil der Weg versperrt. Das Brautpaar konnte sich dann mit einem ‚Lüttjen Sluck‘ die Weiterfahrt erkaufen. Später war das Tauziehen ein Spaß der Jugend, die sich mit Pfennigstücken die freie Fahrt in die Ehe abkaufen ließen. Diese Münzen waren reichlich vorhanden, denn die Braut hatte lange Zeit jeden Pfennig im Sparschwein angespart, um sich mit dieser Münzsammlung die Brautschuhe zu kaufen. Die Pfennigreste gelangten so in die Taschen der Tauzieher.

⁵ Der Sprachbrockhaus 1935: Puffer = Knallbüchse

⁶ Schwarzwälder, Herbert; Das große Bremen-Lexikon: Hurrelberg war ein Gefängnis an der Hakenstraße. Bedeutung wohl Hurleberg = Hurenberg

Letzte Wohnung: Nordstraße 210

Die Einwohnermeldekartei als Ausgangspunkt biographischer Spurensuche im Projekt Stolpersteine

Peter Christoffersen

Das Projekt Stolpersteine in Bremen

Der Bildhauer und Aktionskünstler Gunter Demnig entwickelte ab 1995 sein Kunst- und Erinnerungsprojekt der Stolpersteinverlegung. Seitdem liegen in über 700 Orten, inzwischen auch im Ausland, nahezu 40.000 Gedenksteine. Mit ihnen soll symbolhaft das Leben der Menschen in unserer Gesellschaft wieder sichtbar gemacht werden, die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurden – Juden, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas, Homosexuelle, Psychiatriekranke und Behinderte, politisch und anderweitig Verfolgte. Die Verlegung eines Stolpersteines setzt die weitestmögliche Erforschung des Lebenslaufes der betroffenen Person voraus.

In Bremen wurden seit 2004 annähernd 600 Stolpersteine verlegt. Projektträger sind die Landeszentrale für politische Bildung Bremen und der Bremer Verein Erinnern für die Zukunft e.V. . Die Projektleitung liegt bei der Historikerin Dr. Barbara Johr. Ein großer Teil der Forschungsarbeit wird von ehrenamtlichen Mitarbeitern ausgeführt.

Nach derzeitigem Forschungsstand gab es in Bremen ca. 1.500 Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft. Betroffen waren 765 Juden, mindestens 440 Psychiatriekranke und Behinderte, mindestens 150 Sinti und Roma, mindestens 55 politisch oder religiös Verfolgte. Die Anzahl der Homosexuellen ist nicht bekannt, bisher konnten vier Opfer ermittelt werden.

Quellen biographischer Forschung für das Projekt Stolpersteine

Eine geläufige Methode der Biographie-Forschung ist die Auswertung der Erzählungen Betroffener bzw. von Zeitzeugen. Der Kreis der Personen, die dafür noch zur Verfügung stehen, ist sieben Jahrzehnte nach Kriegsende auf ein Minimum reduziert. Es setzt weiter voraus, dass uns diese Personen überhaupt bekannt sind. Erschwerend kommt hinzu, dass viele Überlebende – insbesondere des Holocaust – ihre Erlebnisse nicht an ihre Kinder weitergegeben haben. Die Gründe dafür sind vielfältig und vielschichtig. Es ist jedes Mal als Glücksfall zu bezeichnen, wenn Angehörige ermittelt werden können und diese über Dokumente, Aufzeichnungen (z.B. Briefe) und Fotos aus jener Zeit verfügen.

So stehen für die Erforschung meist nur Akten der öffentlichen Verwaltung, amtliche Dokumente und Literaturzeugnisse früherer Jahre für die Auswertung zur Verfügung. Je nach Opfergruppe gibt es hier unterschiedliche Schwerpunkte. Bei politisch Verfolgten sind z.B. vorhandene Urteile und Zeitungsartikel eine detailreiche Fundgrube, zu Opfern der "Euthanasie" sind vielfach deren Krankenakten erhalten geblieben. Da nahezu alle Gestapo- u. Polizeiakten kurz vor Kriegsende und auch noch danach vernichtet worden sind, lässt sich dagegen über das Schicksal von Homosexuellen, Sinti und Roma und "Asozialen" kaum etwas finden. Es mag für Außenstehende zunächst etwas überraschend klingen, aber die ergiebigste Datenlage besteht bei den ehemaligen jüdischen Mitbürgern unserer Stadt.

Dennoch ist in vielen Fällen detektivische Kleinarbeit angesagt, die von minimalen Mosaiksteinchen zu einem rudimentären biographischen Abriss führt. Gibt es einen Einlieferungsvermerk in den vorhandenen Gefängnisbüchern in Oslebshausen, bieten die Adressbücher Hinweise, tauchen Namen in nationalen und internationalen Datenbanken auf, die heute per Internet zugänglich sind?

Entschädigungs- und Rückerstattungsakten

Die Siegermächte verpflichteten die Bundesrepublik nach dem Krieg, die Opfer der voraus gegangenen Gewaltherrschaft zu entschädigen. Dies hat zu einem bedeutenden Archivfundus geführt: Entschädigungs- und Rückerstattungsakten. Im Prinzip konnten Überlebende oder Angehörige von Verfolgung aus "rassischen" Gründen – faktisch die jüdischer Herkunft – sowie von Verfolgung aus politischen und religiösen Gründen Anträge auf die sog. Wiedergutmachung stellen. Das bedeutete Rückerstattung „arisierter“ Unternehmen und Grundstücke und Entschädigung für Schäden an Leben und Freiheit, Schäden an Eigentum, Vermögen und im wirtschaftlichen Fortkommen (s. hierzu ¹⁾).

Nicht antragsberechtigt waren Opfer von Maßnahmen der „Euthanasie“ und Zwangssterilisierte, Homosexuelle, als angeblich „asozial“ Verfolgte sowie Sinti und Roma in den 1950er Jahren, außerdem nach dem KPD-Verbot 1956 die Mitglieder, die ihre politischen Aktivitäten nunmehr „illegal“ in der Bundesrepublik fortsetzten. Sie wurden in der (frühen) Nachkriegszeit weiterhin als Randgruppen diskriminiert, teilweise noch aufgrund weiter geltender Gesetze aus der Zeit des Dritten Reiches. Daher sind zu Opfern aus diesen Gruppen nur in Ausnahmefällen Entschädigungsakten vorhanden, die jeweils mit der Ablehnung einer Entschädigung enden.

Die Akten des Landesamtes für Wiedergutmachung sind zugänglich, soweit keine datenschutzrechtlichen Beschränkungen bestehen. Sie enthalten insbesondere biographische Daten zu den Antragstellern (Kinder, Verwandte) und natürlich zu

¹¹ Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen von 1884, Nr. 26, Verordnung, betreffend die polizeilichen Anmeldungen in der Stadt Bremen

den Opfern. Die Antragsteller hatten ihre Ansprüche zu belegen und mussten entsprechende Dokumente einreichen, die zu den Akten genommen wurden. In vielen Fällen war das jedoch nur schwer möglich, da diese durch Verfolgung, überstürzte Flucht und Kriegseinwirkungen verloren gegangen oder die Erinnerung nach oft über 20 Jahren nicht mehr in Details vorhanden waren. Als Ersatz mussten dann eidesstattliche Versicherungen von ihnen und von anderen Zeugen dienen.

Im besten Falle sind aussagekräftige Lebensläufe, Fotos und Briefe den Unterlagen beigelegt. Aus allen Komponenten zusammen lässt sich dann ein Lebenslauf, wenn auch oft nur mit dem Fokus auf die Zeit der Verfolgung, in Grundzügen rekonstruieren. Die Daten sind vielfach zu ergänzen und zu verifizieren, da manche Antragsteller zu jenem Zeitpunkt keine genauen Kenntnisse über das Schicksal ihrer Angehörigen haben konnten. Diese Arbeit wird heute dadurch erleichtert, dass zahlreiche Datenbanken im Internet zugänglich sind. So u.a. die Dokumentationen in Yad Vashem, das Gedenkbuch des Bundesarchivs, die Archive von Dokumentations- und Gedenkstätten am Ort ehemaliger Konzentrationslager und Ghettos oder Ergebnisse lokaler Recherchen.

Bei allem gebotenen Respekt vor persönlichen Zeugnissen ist aber für den historisch arbeitenden Biographen eine kritische Bewertung der Quellen unter Einbeziehung des historischen Kontextes unerlässlich.

Schicksalsdokument Einwohnermeldekartei

Durch	Name des Wohnungseigners	Strasse	Nr.	Tag des Einzugs	Tag des Auszugs	Bemerkungen
17	H. J. J. J.	Graf Hoffstraße	35	17. 8. 1941	17. 8. 1941	Ende
		St. Pauli d. f. Bremen		1. 8. 41	1. 8. 41	1. 8. 41
		Zeitpunkt des Einzugs	1. 8. 41	1. 8. 41	1. 8. 41	1. 8. 41

Einwohnermeldekartei-Auszug

Was tun, wenn es keine Entschädigungsakten gibt oder diese nur wenige Informationen enthalten? Dann eröffnet sich für die biographische Spurensuche immerhin noch die Auswertung der Einwohnermeldekarten, die für jeden Bürger unseres Staatswesens angelegt wurden. Die Einwohnermeldekartei, die in mancher Hinsicht ein schwer belastetes bürokratisches Monster wurde, wenn wir ihre Verwertung in der Diktaturzeit betrachten, entwickelt sich heute zu einer wertvollen Fundgrube.

Wir sind in Bremen in der glücklichen Lage, dass die Einwohnermeldekartei aus der Vorkriegszeit nahezu vollständig erhalten geblieben ist und ab 1964 sukzessive an das Staatsarchiv abgeliefert wurde (in Hamburg z.B. war das wegen der Kriegsschäden nicht möglich). Für den Benutzer ist sie zwar physisch oder digital nicht zugänglich, aber Kopien oder Auskünfte sind unter Berücksichtigung des Datenschutzes erhältlich. Der Bestand wird unter der Signatur 4,82/1 geführt.

Auf einer Einwohnermeldekarte sind die klassischen biographischen Daten vermerkt (Geburt, Geburtsort, Heirat, Tod etc.) aber auch die Namen der Ehepartner, Eltern und Kinder. Und natürlich ihre ursprüngliche Hauptaufgabe, die Dokumentation des Wohnortes bzw. deren Wechsel.

Geschichte und Funktion der Einwohnermeldekartei

Die Freie Hansestadt Bremen führte mit Verordnung vom 17.12.1884² die polizeiliche Meldepflicht ein. Ab dem 1.4.1885 war spätestens am dritten Tage nach dem Einzug oder Auszug aus einer Wohnung dies der Polizeidirektion zu melden. Die Anmeldung hatte persönlich zu erfolgen. *Bei derselben sind die zum Ausweise über die Heimath-, Familien-, Berufs- und Militärverhältnisse erforderlichen Civil- und Militärpapiere vorzulegen.* Die Vorlage dieser Dokumente führte zu einer hohen Verlässlichkeit der Daten. Dieses erste Einwohnerregister (sog. Familienbögen), das bis Ende der 1920er Jahre geführt wurde, ist aber nicht erhalten geblieben.

Zu Beginn der 1930er Jahre wurden das Registrierungssystem geändert und die Daten auf neue Karteikarten übertragen. Zu- und Wegzugsdaten wurden teilweise rückwirkend bis zu Beginn des Jahrhunderts übernommen. Die Daten sind vorwiegend handschriftlich eingetragen. Für zu vervielfältigende Daten für die Weitergabe an andere Behörden setzten sich später maschinelle Hilfsmittel (Metallplatten) durch. Das Meldewesen in Bremen und Hamburg galt als vorbildlich und wurde als Vorlage für das Reich verwendet.

Mit der Reichsmeldeordnung vom 6.1.1938 (RGBl. I, S. 13) wurde das Meldewesen reichseinheitlich geregelt. Damit sollte eine lückenlose Überwachung der Reichsbürger angestrebt werden. Meldeämter hatten sich nun über Wohnungswechsel gegenseitig zu benachrichtigen, die Standesämter hatten ihre Beurkundungen mitzuteilen. Nicht nur Finanzämter, Wehersatzdienststellen, das Statistische Reichsamt u.a., sondern auch die Partei waren zu benachrichtigen. Darüber hinaus waren die Meldebehörden pauschal ermächtigt, ihre Informationen allen Behörden für ihre gesetzlichen Zwecke zur Verfügung zu stellen. Darunter fielen auch die Organe der NSDAP.

Mit Beginn des Krieges wurden die Vorschriften in der Verordnung vom 6.9.1939 (RGBl. I, S. 1688) verschärft, *damit Sabotageakte an den für das deutsche Volk lebenswichtigen Betrieben verhütet und die zur Landesverteidigung notwendigen Maßnahmen vor Spionage geschützt werden.* Die Anmeldefrist betrug nunmehr (wie zuvor schon im bremischen Recht) drei Tage anstatt einer Woche, Ausländer mussten sich innerhalb von 24 Stunden anmelden, in allen Hotels waren Ausweise vorzulegen, selbst auf Besuche bei Verwandten und Bekannten in anderen Gemeinden fanden die Meldevorschriften Anwendung.

² Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen von 1884, Nr. 26, Verordnung, betreffend die polizeilichen Anmeldungen in der Stadt Bremen

Das Melderecht war jedoch kaum dazu geeignet, eine mögliche Spionage- oder Sabotagegefahr abzuwehren. Die wahre Absicht der Bestimmungen lag in der lückenlosen Überwachung der Bevölkerung, u.a. um einen raschen Zugriff auf Wehr- und Arbeitsdienstpflichtige zu haben, aber auch um eine Erfassung von verfolgten Bevölkerungsgruppen, wie etwa der Juden, zu ermöglichen und zu erleichtern.³

Das einzig verbliebene Existenzzeugnis

A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X-Z				
Familienhaupt oder einzeln stehende Person																		Ehefrau								
van der Veen 2. 1. 01																		van der Veen geb. Hermann 30. 7. 74								
Philipp Niemol-																		-Philipp- Franziska Tohiv ar								
der in																		Ottaol-								
Frankenstr. 20																		Frankenstr. 20								
Holland																		lor								
Hid ea v																		Hid ea v								
Handlor 4. 4. 1901																										
Vor- u. Zuname des Vaters: Lohm v. d. Y.																		Vor- u. Zuname des Vaters: P. L.								
Vor- u. Zuname der Mutter: Goldwin geb. v. d. Heek																		Vor- u. Zuname der Mutter: Lohm geb. P. L.								
Geburtsort und -zeit: 10. 11. 1874																		Geburtsort und -zeit: 4. 11. 74								
Geburtsort und -zeit: 10. 11. 1874																		Geburtsort und -zeit: 4. 11. 74								
Bemerkungen:																		Bemerkungen: 1. 1. 1901								
Zu- und Vorname der Kinder (Rufname unterstreichen)																		Geburtsort					Relig.		Bemerkungen	
4. 82/1-1/22 19																										

Einwohnermeldekarte Philip van der Veen

Im Folgenden möchte ich nun einige interessante Beispiele aufführen, wie Angaben auf einer Einwohnermeldekarte in Kombination mit anderen Quellen zu beachtlichen Ergebnissen bei der Biographie-Forschung führen können.

Das Vorhandensein einer Einwohnermeldekarte bekommt eine überragende Bedeutung, wenn es ansonsten keine weiteren Dokumente mehr gibt. So z.B. bei der Familie van der Veen, die ihre Wohnung am Geeren 7 hatte. Philipp van der Veen war Niederländer, seit 1906 mit Franziska Hermann verheiratet und seit mindestens

³ Aly, Roth, Die restlose Erfassung: Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus, Frankfurt 2000 (überarb. Neuausgabe)

1918 in Bremen lebend. Die Familie war jüdischen Glaubens. Das Ehepaar hatte zwei Kinder. Er war Händler – Branche oder Selbständigkeit sind nicht dokumentiert. Möglicherweise hatte er eine Lebensmittelhandlung, da dies bei seinem Sohn Harry der Fall war. Seine Verdrängung aus dem Erwerbsleben ist leicht auf der Karte nachzuvollziehen: sein Beruf wurde 1933/34 durchgestrichen, darunter: *z.Zt. ohne*. Aber auch dieser Vermerk ist wieder durchgestrichen. Am 23.4.1934 meldete er einen *Straßenhandel mit Obst und Gemüse* an. Vermutlich der verzweifelte Versuch, arbeiten zu können und ein geringes Einkommen zu erlangen. Am 1.11.1938 meldete sich die Familie nach Amsterdam ab, ob aus wirtschaftlicher Not oder aufgrund anderweitiger Drangsalierung wegen der jüdischen Herkunft, ist nicht bekannt. Damit enden die Eintragungen auf der Einwohnermeldekarte.

Das Lebensumfeld konnte damit immerhin nach der Karteikarte beschrieben werden. Wie ging es aber weiter? Hier beginnt die detektivische Kleinarbeit. Da nach Holland emigriert, läuft die erste Suche nach der Familie auf Joods Monument.⁴ Dies ist ein 2005 gegründetes digitales Denkmal der aus den Niederlanden deportierten Opfer der Shoah.⁵ Die Befürchtung wurde schnell zur Gewissheit. Unter den 158 Treffern mit Namen Veen ist die gesamte Familie dabei. Alle wurden ab 1942 über das Sammellager Westerbork in die Vernichtungslager des Ostens (Auschwitz und Sobibor) deportiert. Genauere Daten wurden mir auf Anfrage aus dem Lagerarchiv übermittelt.⁶

Bei der Verlegung dieser Stolpersteine war auch der Bremer Polizeipräsident zugegen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass bei der Verhaftung oder der Bewachung der Deportationszüge auch Bremer Polizisten beteiligt waren, denn im Sommer 1942 wurde das hiesige Polizeibataillon 105 für diese Zwecke in die Niederlande verlegt.⁷

Religionszugehörigkeit: *ms*

Das Kürzel *ms* oder *mos* (= mosaisch) auf den Karteikarten hatte ab 1933 fatale Auswirkungen. Neben den Mitgliederlisten der jüdischen Gemeinden bot die Auswertung der Einwohnermeldekartei über die Religionszugehörigkeit die wichtigste systematische Grundlage zur Erfassung der jüdischen Bürger und deren Verfolgung aus "rassischen" Gründen.

Auf fast allen diesen Karten findet sich weiter hinter den Vornamen der handschriftliche Eintrag *Sara* (bei Frauen) und *Israel* (bei Männern) sowie der

⁴ www.joodsmonument.nl

⁵ Shoah = dieses Wort wird in der israelischen Sprache für den amerikanischen Begriff Holocaust verwendet (Unheil, Katastrophe)

⁶ www.stolpersteine-bremen.de (Suche über den Familiennamen Veen)

⁷ Ausstellungskatalog Polizei. Gewalt., Hrsg.: Senator für Inneres und Sport, Bremen, 2011 (hier S. 122)

Vermerk: *Vornamensergänzung, Pol.Präs. Bremen*.⁸ Sofern der eigene Vorname nicht auf einer Liste des Reichsinnenministers enthalten war, musste von den Juden ab Dezember 1938 bei den Standesämtern und Ortspolizeibehörden "Anzeige" erstattet werden. Aus Verden etwa liegt mir ein Dokument vor, das die damit verbundene Demütigung zum Ausdruck bringt. Dort schrieb die 16jährige Inge Alexander am 22.12.1938: *Hiermit beantrage ich den Namen Sara*. Vergleichbare Dokumente aus Bremen fehlen, da die Vornamensergänzung hier möglicherweise teilweise von Amtswegen vorgenommen wurde - das ist aber nicht zu belegen.

Weiter enthalten nahezu alle diese Karten den Vermerk: *4 Großelternteile Jude*. Dieser war zwar nicht vorgeschrieben, aber er erhielt seine Bedeutung durch die Folgen der NS-Rassengesetzgebung mit der Abgrenzung von "Nichtariern" über den "Ariernachweis". Hintergrund war die Volkszählung von 1939. Neben den statistischen Erhebungsbögen gab es eine "Ergänzungskarte für Angaben über Abstammung und Vorbildung". Darin war u.a. die Frage zu beantworten: "War oder ist einer der vier Großelternteile der Rasse nach Volljude?" Diese Ergänzungskarten, u.a. mit Namen und Anschriften versehen, wurden den Zählern in einem verschlossenen Umschlag übergeben. Bis März 1941 sträubte sich das Statistische Reichsamt, sie zu anderen Auswertungszwecken zur Verfügung zu stellen – allerdings nur, damit die Auszählungsarbeiten und die Veröffentlichung der Ergebnisse nicht behindert oder verzögert würden. Nach Abschluss der eigenen Auswertung wurden die Karten ab April desselben Jahres an die Ortspolizeibehörden versandt und damit die Ergänzung der Einwohnermeldekartei ermöglicht.⁹ Damit konnten auch die Bürger als Juden (i.S. der Nürnberger Gesetze) deklariert werden, die in früheren Jahren ihren Glauben abgelegt oder gewechselt hatten.

Staatsangehörigkeit: *Pol*

Pol war das Kürzel für die polnische Staatsangehörigkeit auf den Einwohnermeldekarten. Diese Rubrik ermöglichte den Behörden die Erfassung einer weiteren Schicksalsgruppe, den in Deutschland bzw. Bremen lebenden Polen. In Bremen gab es nach 1900, teils aus wirtschaftlichen Gründen, teils aus Furcht vor weiteren Pogromen, eine verstärkte Zuwanderung von Juden aus Osteuropa, vorwiegend aus dem polnischen Staatsgebiet. Zahlreiche Familien ließen sich in Hastedt und Sebaldsbrück nieder, Verwandte zogen nach. Viele Männer handelten mit Altmaterialien oder mit Säcken, Frauen mit Wäscheartikeln. Obwohl zumeist seit Jahrzehnten hier ansässig, war es für sie offenbar nicht wichtig, die deutsche Staatsangehörigkeit zu erlangen. Viele von ihnen waren wirtschaftlich erfolgreich und entgegen den Erfahrungen in ihrer früheren Heimat keinem Verfolgungsdruck

⁸ Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderungen von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938 (RGBl. I, 1044)

⁹ Wietog, Bevölkerungsstatistik im Dritten Reich, in Auszug aus Wirtschaft und Statistik, Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2008

ausgesetzt. Sie waren allerdings bei der Fremdenpolizei erfasst und wurden überwacht.

Auf ihren Karten ist in der Spalte Tag des Auszugs der 28. oder 29.10.1938 eingetragen, dahinter *Polen* oder ein polnischer Ortsname. Was war passiert? Die polnische Regierung wollte die sich verstärkende Zuwanderung von verarmten jüdischen Staatsbürgern einschränken und erließ im März 1938 ein Gesetz, nach dem alle im Ausland lebenden Polen die Gültigkeit ihres Passes in den Konsulaten zu bestätigen hätten, andernfalls wäre ein Grenzübertritt nach dem 29.10.1938 nicht mehr möglich. Ob die Mehrheit der Auslandspolen darüber informiert war, muss bezweifelt werden.

Unter dem Vorwand, *daß die in Deutschland lebenden zahlreichen polnischen Juden dauernd in Deutschland geduldet werden müssten*, wurde vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin kurzfristig angeordnet, über sie ein Aufenthaltsverbot zu verhängen und sie nach Polen abzuschieben. Bei ihrer Auswahl spielten auf deutscher Seite weder gesellschaftliche Stellung noch Vermögensverhältnisse eine Rolle. Vielmehr sah man hierin eine sich erstmals bietende Gelegenheit, sich der "Ostjuden" unter einem rechtlichen Vorwand entledigen zu können.

Dies führte zur sog. POLENAKTION. In Bremen wurden mindestens 80, möglicherweise sogar bis zu 200 Personen¹⁰ in der Nacht vom 27./28.10.1938 verhaftet, zum Lloydbahnhof (Empfangsgebäude für den Auswandererverkehr nach Bremerhaven östlich der Bahnhofshalle) gebracht, im Zug unter Polizeibegleitung an die deutsch-polnische Grenze gefahren und anschließend über die "grüne Grenze" getrieben. Ihre Zahl belief sich reichsweit auf über 17.000 Personen. In Bremen wurden ihre Wohnungen nach der Deportation "ordnungsgemäß" von den Behörden versiegelt. Bei Familie Lundner (1905 eingewanderte Juden aus Galizien/Ostpolen) in der Plattenheide hielt die Polizei nach der Abschiebung protokollarisch fest, dass noch Wäsche auf der Leine hing.¹¹ Das lässt auf die völlige Ahnungslosigkeit der Betroffenen über die Abschiebeaktion schließen.

Auf manchen Karten ist ein *Aufenthaltsverbot für das Reichsgebiet* vermerkt. Auf der Einwohnermeldekarte von Ehefrau Chana Lundner ist ein interessanter Zusatz erhalten, danach erhielt sie im Sommer eine sechswöchige Aufenthaltsgenehmigung, um das in Bremen zurückgelassene Eigentum abwickeln zu können (u.a. Verkauf des Hauses, Möbeltransport). Ihr Schwager Isaak Lundner war im Gegensatz zu seinen Brüdern als Österreicher eingetragen worden, da Galizien zuvor viele Jahre zum Habsburger Reich gehörte; er wurde nicht abgeschoben. Er floh 1939 nach Brüssel und wurde dort nach der Besetzung verhaftet und im Vernichtungslager Auschwitz umgebracht. Er war einer von 40 weiteren Familienangehörigen mit dem

¹⁰ Eine Liste des Bremer Polizeipräsidenten vom 19.12.1938 führt 80 Personen namentlich auf (StA Bremen 3-J.5.Nr. 165), Der Vorsteher der Israelitischen Gemeinde Bremen hielt nach dem Kriege die Abschiebung von bis zu 200 Personen für möglich (StA Bremen 3-K.1d.3.Nr. 31)

¹¹ Protokoll in der Entschädigungsakte StA Bremen 4,54-E 11812

Namen Lundner, die ermordet wurden. Die überwiegende Mehrzahl der nach Polen Ausgewiesenen wurden Opfer des Holocaust.

Bemerkungen: *evakuiert*

Unter dem Wort EVAKUIEREN wird allgemein die Umsiedlung wegen einer drohenden Gefahr verstanden. Am 18.11.1941 wurden über 440 jüdische Männer, Frauen und Kinder lt. Eintrag in ihrer Einwohnermeldekarte aus Bremen *evakuiert*. In welcher Gefahr befanden sie sich?

Mit ihrer Deportation hatte die Endphase der Vertreibung der deutschen Juden im Reichsgebiet begonnen, die in die Vernichtung führte. Um die Betroffenen zu täuschen hieß es, sie würden im Osten für den Wiederaufbau zerstörter Städte benötigt.¹² Der Weg der Bremer Juden führte in das Ghetto von Minsk, wo sie elendig zu Grunde gingen. Wer nicht an Hunger, Krankheit, ausbeuterischer Zwangsarbeit oder den menschenunwürdigen Wohnverhältnissen starb, wurde Opfer einer der Massenerschießungen, die Ende Juli 1942 begannen. Nur sechs von ihnen kehrten zurück. Die zynische Verwendung des Begriffes *evakuiert* ist ein Beispiel der Umwertung von Begriffen in der Sprache des Nationalsozialismus, um Gewalttaten zu tarnen oder zu verharmlosen.

Wo verblieb Friederike Silberberg?

Ich hatte die Lebensgeschichte von Erich Alexander, aus einer alten jüdischen Familie stammend, nachzuzeichnen. Er führte ein bereits 1894 von seinem Vater begründetes Textilgeschäft in der Hastedter Heerstraße (früher Nr. 313). 1941/42 wurde er im Minsker Ghetto erschossen. Zum besseren Verständnis seines Familienumfeldes bot es sich an, eine Ahnentafel anzufertigen. Die Verzweigung der Familie Alexander war groß, zählte sie doch zu den ältesten jüdischen Familien in Hastedt. Hesekiel Jacob Alexander wanderte bereits 1785 aus Holland hierher ein. Ergebnis der umfangreichen Recherchen war, dass neben Erich Alexander weitere 22 Opfer in seinem Familienumfeld namhaft gemacht werden konnten.¹³

Nur das Schicksal seiner Tante Friederike blieb bis zuletzt im Dunkeln. Nach dem Tod ihres Mannes Meyer Silberberg 1927 in Bassum zog sie 1935 zu ihrem in Bremen lebenden Sohn Siegfried in die Mathildenstraße 35, was zur Anlage ihrer Einwohnermeldekarte führte. Fälschlicherweise wurde sie jedoch als *Wwe. SIEGFRIED Silberberg* eingetragen, was zunächst weitere Nachforschungen blockierte. Ihrem Sohn Siegfried gelang am 25.7.1938 mit seiner Ehefrau die Auswanderung nach Argentinien. Sie selbst fühlte sich vermutlich mit über 75

¹² Es geht tatsächlich nach Minsk, Hrsg.: StA Bremen, Bremen 2001

¹³ s. hierzu: Familienübersicht auf www.stolpersteine-bremen.de (Suche über den Familiennamen Alexander)

Jahren zu alt für die damit verbundenen Strapazen. Die Karte dokumentiert ihren Wegzug am folgenden Tag, dem 26.7.1938, mit dem wertvollen Hinweis: *Verden, Lindhooper Straße 10*. Ich konnte ermitteln, dass dort ihre Tochter Ella, verh. Rosenbach, wohnte, zu der sie nun zog. Doch damit endete vorerst ihre Spur.

Eine Verdener Einwohnermeldekarte über sie gab es nicht (mehr), kein Grab auf dem jüdischen Friedhof, kein Auftauchen auf einer Deportationsliste, auch keine Bestattung in Bassum im Grab ihres Mannes. Was geschah mit ihr – sollte ihr Schicksal im Dunkeln bleiben? Der Zufall kam nach Monaten zur Hilfe: in Verden wurde von Frau Ebeling (Verdener Familienforscherin) entdeckt, dass der Name von Friederike Silberberg auf einer früheren "Evakuierungsliste" vom 28.8.1941 stand und sich kaum lesbar mit Bleistift dahinter ein Kreuz mit Datum *18.10.1941* befand. Auf der endgültigen Deportationsliste vom 17.11.1941 war sie daher nicht mehr aufgeführt. Wo sie bestattet wurde, bleibt offen.

Warum ich nicht schon früher auf die Idee gekommen bin, mir den Hemelinger Heiratseintrag vom 16.11.1881 anzusehen, weiß ich nicht. Als zeitweiser Standesbeamter hätte ich wissen müssen, dass dort ein Todeshinweis zu finden sein müsste. Und in der Tat, der Randvermerk mit Todestag und Beurkundung in Verden war ordnungsgemäß angebracht worden.

Verzogen nach: *Ellguth/Steinau*

1939 war Günther Plessner 18 Jahre alt, er wohnte bei seinem Vater in der Contrescarpe 93. Warum verließ er am 9.12.1939 seine Eltern und meldete sich wenige Tage nach seinem Geburtstag nach einem völlig unbekannten Ort mit dem Namen *Ellguth/Steinau* in Oberschlesien ab?

Hermann Altgenug, dessen Eltern in der Charlottenstraße 28 wohnten, wurde erstmals am 19.12.1940 in Bremen registriert. Er kam aus *Neuendorf/Fürstenwalde* vermutlich zu einem Besuch seiner Eltern, blieb bis zum 3.1.1941 und fuhr wieder zurück. Was machte er dort? Sein erst 15jähriger Cousin Hugo Altgenug meldete sich am 23.4.1940 bis zum 9.7.1940 nach *Ahlem* ab. Aus welchen Grund?

Eine Recherche nach den Ortsnamen ergab, dass sich in allen drei Orten eine Hachschara-Ausbildungsstätte¹⁴ befand, die junge Juden auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Dies wurde von den Nationalsozialisten geduldet, da anfangs ein Interesse an geschlossener Auswanderung in Gruppen bestand. Die sonst üblichen Auswanderungsbeschränkungen (Vermögensentzug, Eigentumsberaubung) waren hier kaum von Belang, da es sich um Jugendliche handelte. Auf die Ausbildungsstätten wurden die aus Palästina freigegebenen Einwanderungskontingente verteilt. Wer in eine dieser Gruppen aufgenommen wurde, konnte ausreisen und in Palästina einreisen. Erst ab August 1941 wurde

¹⁴ Hachschara = Vorbereitung von Juden auf die Besiedlung Palästinas

Juden im wehrfähigen Alter die Auswanderung verboten, im Oktober desselben Jahres erfolgte ein generelles Emigrationsverbot.

Die beiden Altgenugs hatten kein Glück und kehrten nach Bremen zurück. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nahm sich Hugo am 16.7.1940 das Leben. Seine Leiche wurde in der Weser aufgefunden. Hermann wurde möglicherweise nach Bremen zurückgerufen, als seine Eltern die Deportationsankündigung nach Minsk erhielten, sein Leben endete dort.

Das Schicksal von Günter Plessner ist vermutlich nicht mehr aufzuklären. Im Herbst 1940 konnte die letzte Jugendgruppe Ellguth Richtung Palästina verlassen. Es gibt Anhaltspunkte dafür, dass sie bei ihrer Ankunft im Hafen von Haifa zu den Einwanderern gehörten, die auf ein Schiff namens PATRIA umquartiert wurden, da ihnen von den Briten die Einreise verweigert wurde. Um das Auslaufen und damit eine Abschiebung nach Mauritius zu verhindern, wurde in das voll belegte Schiff vor Haifa von jüdischen Widerstandskämpfern ein Loch gesprengt. Die PATRIA sank überraschend, über 250 Personen kamen ums Leben. Günter Plessner ist jedoch auf der Opferliste nicht verzeichnet. Wahrscheinlicher ist daher, dass er spätestens 1941 mit der Auflösung der Ausbildungsstätte verhaftet und deportiert wurde. Es gibt keine Unterlagen darüber.

Aus Bremen wanderten 100 Juden nach Palästina aus, 62 von ihnen waren Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene¹⁵.

Letzte Wohnungsanschrift: Nordstraße 210

Der Lederwarenhändler Isidor Schachtel war seit 1923 Eigentümer des Hauses Nordstraße 210 in Walle. Die Nordstraße war in den 1920er- und 30er Jahren eine der belebtesten Geschäftsstraßen in Walle. Isidor Schachtel verstarb 1937, seine Frau Sarah führte den Laden weiter und bewirtschaftete das Haus mit den zahlreichen Mietwohnungen.

Mit dem sog. Entmietungsgesetz von April 1939¹⁶ wurden sowohl den jüdischen Mietern als auch den jüdischen Wohnungsgebern/-eigentümern ihre Rechte bezüglich freier Wohnraumwahl bzw. -belegung entzogen. U.a. konnten bestehende Mietverträge kurzfristig gekündigt werden, jüdische Eigentümer hatten auf Verlangen der Behörden weitere Juden als Mieter aufzunehmen, jüdische Mieter durften nur Juden als Untermieter aufnehmen. Das Gesetz führte zu einer Welle von "Wohnraumentjudungen" und zur Bildung von "Judenhäusern" in noch nicht "arisierten" Häusern von Juden oder jüdischen Einrichtungen. Für die Betroffenen war dies mit dem Verlust der vertrauten Wohngemeinschaft und dem Umzug in meist primitive und beengte Räumlichkeiten verbunden. Mit der Einweisung in ein

¹⁵ Rohdenburg, Sommer: Erinnerungsbuch für die als Juden verfolgten Einwohner Bremens, Bremen 2006 (hier S. 300)

¹⁶ Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden vom 30. April 1939 (RGBl. I, S. 864)

"Judenhaus" fielen außerdem häufig Verdienstmöglichkeiten durch Untervermietung oder Mittagstischgäste aus.

Die *Nordstraße 210* ist auf folgenden Einwohnermeldekarten zu finden: ab Oktober 1939 bei Ruth und Werner Meyer, ab 1940 bei Goldine Scheurenberg, Familie Roer und Familie ter Berg, ab 1941 bei Rosa und Richard Wolf, Adele und Carl Polak, ab 1942 bei Emma Wolff, Alfred und Flora Cohen, Alfred H. Cohen, Henriette und Moritz Liebenthal, Zilla Mannheim, Jenny und Albert Seligmann.

Neben der Umverteilung des Wohnraumes an die nichtjüdische Bevölkerung wuchs den "Judenhäusern" eine weitere Funktion zu: dort wurde die jüdische Bevölkerung für die Verfolgungsbehörden konzentriert, um ihnen den Zugriff bei den bevorstehenden Deportationen zu erleichtern.

Die erste Räumungswelle im "Judenhaus" Nordstraße 210 fand am 17.11.1941 bis Mitternacht statt: Meyer, Polak, Roer, Schachtel, Scheurenberg, ter Berg, Wolf – insgesamt 16 Personen – wurden nach Minsk deportiert und kehrten nicht mehr zurück. Nachdem alle beschlagnahmten Möbel und Wertsachen zu Gunsten des Deutschen Reichs versteigert waren, wurden die leeren Wohnungen ab Januar 1941 erneut belegt. Die zweite Räumungswelle fand am 23.7.1942 statt. Nach Theresienstadt wurden Cohen, Liebenthal, Mannheim, Seligmann und Wolff deportiert – insgesamt acht Personen. Von ihnen überlebte nur Flora Cohen den Ghettoaufenthalt.

Kurz vor der Deportation der Eigentümerin Frau Schachtel wurde das Haus am 10.11.1941 entschädigungslos zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen. Am 18.8.1944 wurde es durch Bomben zerstört.

Nachweislich bestanden in Bremen "Judenhäuser" in der Bornstraße 5, Charlottenstraße 28, Elsasser Straße 114, Feldstraße 27, Franz-Liszt-Straße 11a, Geestemünder Straße 22, General-Ludendorff-Straße 27 und 37 (heute Bürgermeister-Smidt-Straße), Gröpelinger Deich 50 (Straße existiert nicht mehr), Große Johannisstraße 85, Humboldtstraße 10, Isarstraße 33, Kaufmannsmühlenkamp 5 (heute Breitenweg), Keplerstraße 36, Kohlhöckerstraße 6, Löningstraße 3, Parkstraße 1, Rembrandtstraße 25, Wiesenstraße 2 und Wilhelmshavener Straße 3.¹⁷

¹⁷ Glossarbeitrag „Judenhäuser“ auf www.stolpersteine-bremen.de

Verelendung beabsichtigt

Die Verdrängung der Juden aus dem Erwerbsleben auf den Einwohnermeldekarten:

	Erster Eintrag	Letzter Eintrag
Richard Wolf	Schuhwarengeschäft - abgem. * 3.2.34	Vertretungen, abgem. 30.11.38
Robert Beverstein	Architekt	Grundstücksvermittlungen 21.9.33-9.2.34
Elias ter Berg	Vertretung f. Kurz Galanteriewaren	u. An- u. Verkauf von Lumpen 16.10.34 - 28.6.35
Aron Orbach	Textilvertretungen	abgem. 23.11.38
Carl Max Josephis	Kaffeerösterei und -versand	abgem. 28.10.38
Eduard Alexander	Schlachterei	abgem. 10.12.35
Frich Alexander	Herrenkonfektionsgeschäft	abgem. 22.12.38
Isidor Keller	"Spitzenhaus Keller" Obermstraße	abgem. 7.12.38
Elly Krimmer	Hausdame	Heimarbeiterin 19.9.33
Julius Stern	Prokurist	Agentur u. Kommissionen f. Getreide u. Futtermittel - abgem. 16.8.33
Wolf Lustgarten	Vertretung f. Schokoladen u. Süßwaren	abgem. 30.12.38
Samuel Weintraub	Kleinhandel mit Altmaterialien	abgem. 28.11.38
Moritz Rothschild	Bijouterie-, Galanterie- u. Lederwaren	abgem. 10.11.33
Leo von Geldern	Schirmmacher, Hausierhandel	abgem. 9.1.34
Daniel Stoppelman	Viehändler	Hausierhandel m. Manufakturw 25.1.38 - 6.10.38

*(abgem = abgemeldet)

Einwohnermeldekarte Salomon Kelman

Abschließend möchte ich über eine offensichtliche Verwirrung der Behörde berichten, die auf der Karte von Salomon Kelman sichtbar wird. Er war einer der Prominentenschneider in Bremen, Jude mit polnischer Staatsangehörigkeit und mit einer Bremer Protestantin verheiratet. Er wurde zunächst nach Polen ausgewiesen, kehrte 1939 zurück, wurde erneut verhaftet und verstarb am 19.6.1940 im Konzentrationslager Buchenwald.

Die Religionszugehörigkeit seiner Ehefrau Johanne wurde vier Mal durchgestrichen. Zunächst wurde sie als *evangelisch* entsprechend ihrer familiären Herkunft eingetragen. Im Vorfeld der Polenaktion (28.10.1938) wurde aus ihrer Verheiratung mit einem jüdischen Polen offenbar geschlossen, sie sei dadurch *mosaischer* Religion und der Eintrag wurde entsprechend geändert. Nachdem ihr Ehemann am 8.9.1939 im Konzentrationslager inhaftiert worden war, hat sie - möglicherweise um sich und ihren Sohn vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren - die neuerliche Änderung der eingetragenen Religionszugehörigkeit verlangt. Doch die Evangelische Kirche teilte mit, dass sie ausgetreten sei, die Israelitische Gemeinde, dass sie nicht Mitglied bei ihr sei. War noch zunächst ein *di* (Dissident/ausgetreten) eingetragen, so war die Behörde anscheinend nun ratlos und vermerkte *vd* (verschiedene, nicht feststellbar oder ohne Religion). Erst ein erneuter Vermerk vom 22.3.1942 bezeichnet sie schließlich wieder als *ev* (evangelisch).

Auch ihre Staatsangehörigkeit blieb für die Behörde undurchsichtig. Durch die Verheiratung (1928) verlor sie nach dem damaligen Staatsangehörigkeitsrecht die deutsche Staatsangehörigkeit und wurde Polin.¹ Nach der Verhaftung ihres Mannes versuchte sie vermutlich, ihre Staatsangehörigkeit abändern zu lassen, was ihr per 26.10.1939 gelang, da *Pol* durchgestrichen und daneben *D.R.* (Deutsches Reich) eingetragen ist. Möglicherweise kam es mit der Registrierung des Todes ihres Mannes am 19.6.1940 zu einer Überprüfung dieses Eintrags. Darauf deutet der Vermerk, dass sie einen Antrag auf *Eintragung in die Deutsche Volksliste* gestellt hatte.² *D.R.* wurde erneut gestrichen und nun *Polen* darüber geschrieben mit der Erläuterung: *Die Voraussetzungen für die Eintragung in die Deutsche Volksliste sind nicht erfüllt. Der Antrag vom 26.8.1940 auf Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit wird abgelehnt. Es tritt der alte Zustand ein. Sen.f.d.i.Verw. Bremen vom 22.12.42.*³

Johanne Kelman wurde vermutlich aufgrund ihrer "arischen" Herkunft weder verhaftet noch deportiert. Dagegen wurde ihr Sohn Manfred, der im Übrigen auch den "Judenstern" tragen musste, als "Mischling I. Grades und Geltungsjude" noch am 13.2.1945 nach Theresienstadt deportiert. Er wurde befreit und kehrte mit dem ersten Rückführungstransport am 26.6.1945 nach Bremen zurück. Beide wanderten 1946 in die USA aus.⁴

Zusammenfassung

Wie in keiner anderen Bevölkerungsgruppe als der der Juden ist der Verlauf einer unheilvollen Geschichte auf diesen Dokumenten bürokratischer Erfassungskultur nachzuvollziehen. Im vorstehenden Text habe ich nur einige Beispiele herausgegriffen. Man könnte sie erweitern um die Themen "Arisierung", die auffällig häufigen Wohnungswechsel ab 1939, die Zuwanderung aus den ostfriesischen Landkreisen ab Frühjahr 1940, den Entzug der wirtschaftlichen Existenzgrundlage und die soziale Verdrängung anhand der vielfach durchgestrichenen Berufe sowie Gewerbe An- und Abmeldungen auf den Karten. Aber auch Flucht und Auswanderung oder Flucht in den Tod sind durch die Eintragungen abgebildet. All dies sind heute Anhaltspunkte für die Biographie-Forschung.

Die Einwohnermeldekartei ist in vielfältiger Weise ein Spiegel personenbezogener biographischer Ereignisse, der Existenzabsicherung oder des sozialräumlichen Verhaltens. Die Auswirkungen hoheitlichen Handelns, die staatlichen Eingriffe in

¹ § 17, 6 Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913

² Über den Eintrag in die „Deutsche Volksliste“ erhielten Deutschstämmige mit ausl. Staatsangehörigkeit in den besetzten Gebieten verschiedene Privilegien (z. B. bei der Lebensmittelzuteilung, Befreiung von Zwangsarbeit) gegenüber der anderen Bevölkerung

³ Sen. f. d. i. Verw. = Senator für die innere Verwaltung

⁴ www.stolpersteine-bremen.de (Suche über den Familiennamen Kelman)

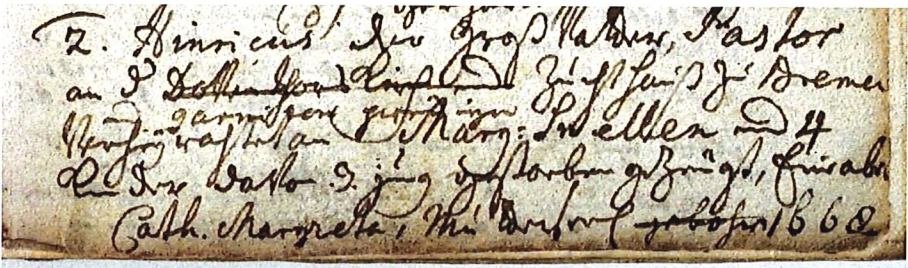
das Leben der Bürger, sei es aufgrund von nationalsozialistischem Recht oder einem staatlichen Handeln (wie z.B. "Schutzhaft", Deportationen, Vernichtung), das alle Grundlagen von Ethik und Moral verloren hatte, werden in diesem Archivfundus für die historische Arbeit nachvollziehbar und auswertbar.

Garnisonprediger am Zuchthaus zu Bremen

Ernst Schütze

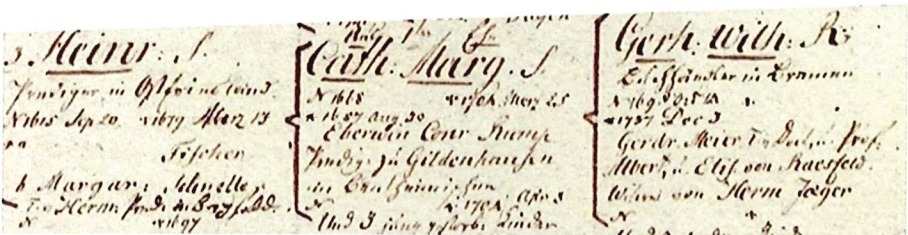
Man kann sich seine Vorfahren nicht aussuchen, dachte ich beim Studium der Ahnentafel meines Vaters, aber der Titel des Heinrich Swechusen „Garnisonprediger am Zuchthaus in Bremen“ weckte meine Neugier.

Die Notiz stammte aus der „Genealogia Rumpiorum“,¹ einer kleinen in Schweinsleder gebundenen Handschrift des Bremer Kaufmanns Georg Wilhelm Rump. Er wusste von seinem Großvater Heinrich Swechusen nur wenig zu berichten:



„Hinricus der Großvater, Pastor an der Doventhorkirch und Zuchthaus zu Bremen und Garnisonprediger verheyrathet an Marg: Snellen und 4 Kinder davon 3 jung gestorben gezeugt, Eine aber Cath. Margareta, Mutter seel. gebohren 1668“

Im berühmten „Goldenen Buch“ finden sich weitere Informationen: Heinrich Schwechusen, geboren am 20. September 1615 und gestorben am 13. März 1679 wird hier als Prediger in Ostfriesland bezeichnet, Margarete Schnelle, Pastorentochter aus Borgfeld, war seine zweite Frau.²

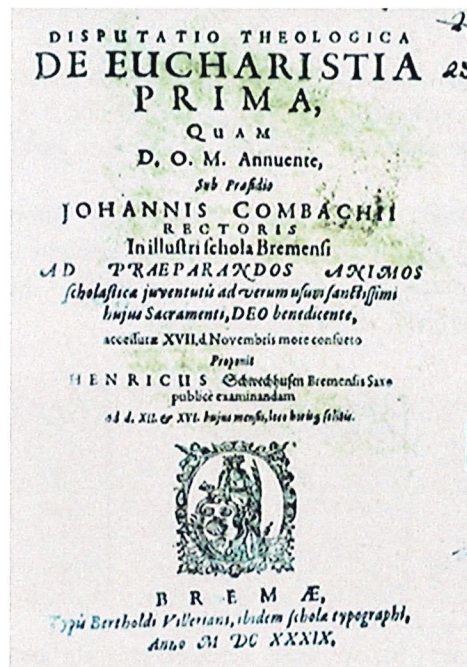


¹ UB Bremen: Sign.: c.658. G. W. Rump verfasste auch ein umfangreiches Tagebuch, ebenfalls in der UB Bremen: Sign.: Bremen c.659. Beide Handschriften sind in Abschrift im Raum der „Maus“ einsehbar.

² Goldenes Buch 2-P.1.-147

Heinrich Swechusen war das dritte Kind der Eheleute Dr. jur. Gerhard Schwechusen und der Adelheid Holle. Er und seine beiden Geschwister Christina und Johann wurden bereits 1618 Vollwaisen, denn in jenen Jahren grassiert die Pest in Bremen. Der Jurist Dr. Joh. Krefting (bald darauf auch Opfer der Pest), Johan Swechusen (Bruder des verstorbenen Vaters) sowie Herman und Johan Holle (Verwandte mütterlicherseits) verwalteten als Vormünder der Kinder das elterliche Erbe.³ Dazu hatten schon der Ratsherr Gerd Snederman und Ratsherr Hinrich Swechusen in der Großeltern-Generation den Grundstock gelegt, sodass Unterhalt und Ausbildung gewährleistet waren.

Am 18.10.1632 ist Heinrich Swechusen Schüler am Gymnasium Illustre in Bremen. Das war eine bremische Bildungseinrichtung, die Bürgerkindern am Ort die Möglichkeiten zum Erwerb der Grundkenntnisse für ein Studium bieten sollte. Den Studienabschluss musste man dann an einer auswärtigen Universität erwerben. Im Schülerverzeichnis des Gymnasium Illustre liest man bei seinem Namen die Bemerkung „*audivit hactenus nullas lectiones, parat se studio juridico*“⁴ d. h., er hatte bisher noch keine Vorlesungen gehört und bereitete sich auf ein Jurastudium vor. Am 2.5.1633 ist in derselben Matrikel noch vermerkt „*V(erbi) D(ivini) M(inister) in quodam Frisiae Or(ientalis) pago. Postea privatus hic obiit.*“ Dieser Zusatz beschreibt seinen Werdegang: „Diener des Heiligen Wortes einst in Ostfriesland, er starb später hier (in Bremen) als Privatmann.“



³ StA Bremen 2-R.1.A.5.b.3 Seite 68, Rentenbuch der Stadt 1621 ff

⁴ Matrikeln des Gymnasium Illustre in Bremen, Bremen 1968

In der gedruckten Universitätsmatrikel von Leiden ist er am 23.5.1634 als „Schechusius“ (ohne „w“!) mit Herkunftsangabe Bremen erwähnt und dem Zusatz: „natus 20. per 2 ½ ann(os) versatus in schola publica, audit lectiones physicales et metaphysi(cales).“ Sein Alter betrug also 20 Jahre und er hatte anderthalb Jahre in einer öffentlichen Schule Vorlesungen über Physik und Metaphysik gehört. In der Matrikel von Groningen findet man ihn am 16.9.1640 als „studt. theol., 25 Jahre alt“ verzeichnet.⁵ Am 17.11.1639 ließ Henricus Swechusen in Bremen eine siebenseitige (!) Disputatio⁶ drucken mit dem Titel „De Eucharistia prima“ (über das erste Abendmahl),⁷ die zu seinem Studienabschluss (publice examinandum) notwendig war. Trotz ihrer Kürze wird sie seit ihrem Erscheinen wohl kaum wieder gelesen worden sein.

„Am 7.6.1644 hat sich der Kandidat Henricus Suechusen als Kanzelanwärter des ehrbaren „Ministerio Emden“ erkennen lassen...und es ist eine Bescheinigung zugeschickt, noch vor kurzem habe er in dem Ruf gestanden, dass er zu Geschenken an sich selbst angestiftet habe“ vermerkte die Bremische Kirchenbehörde“⁸

Hinrich Swechusen steht 1647 bis 1653 als Pastor im friesischen Canhusen auf der Kanzel, wo er 1653 wegen „Leibesschwachheit“ das Amt niederlegen musste.⁹ Seine Gesundheit hat er aber offensichtlich wiedererlangt, denn ab 1660 ist er in Bremen nachweisbar. „Pastor an dem Zuchthaus in Bremen“, wie er in der Genealogia Rumpiorum genannt wurde, war er tatsächlich, denn der damals gebräuchliche Begriff „Zuchthaus“ ist der Ausdruck für eine „Armenanstalt“. In den Kirchenrechnungen von St. Martini wird er deshalb auch als „Vermahner der Armen“ mit einem jährlichen Salär von Rtl. bis 1667 geführt.

HENRICUS SWECHHUSEN Ver. er. bilis
Ministerii Brem. Συνεργος

Den Titel „Mitarbeiter (συνεργος) des ehrwürdigen Ministeriums“ finden wir 1661, 1663 und 1664 neben seinem Namen unter den von ihm verfassten lateinischen Trauergedichten in gedruckten Leichenpredigten, zwei davon anlässlich der Beerdigung von „cognationes (Blutsverwandten) namens Holle, Verwandte seiner Mutter. Aus den Archivbeständen der bremischen Kirchenleitung stammt ein

⁵ Wolf, Dr. Magnus, Bremer Studenten auf den Universitäten Groningen, Leiden, Harderwijk, S. 61 und 157

⁶ UB Bremen: b.738 Nr. 49

⁷ UB Bremen: Brem. b.7368 Nr. 49; Schwechusen Heinr. De Eucharistia ((theol. Dip. 17.11.1639)

⁸ StA Bremen: Akten des Venerandum Ministerium: 2-T.2.b.4.b Seite 146

⁹ Reerhemius, Peter Friederich, Ostfriesisches Predigerdenkmahl, Aurich 1796

Vermerk vom 5.4.1660, der sich auf seine Anstellung als Armenhausvater bezieht, ein Amt, das nur ein Mitglied des Venerabilis Ministerii ausüben konnte. Ein anderer Vermerk¹⁰ fasst seine Karriere zusammen:

Schwechusius cathegeta pauperum suasu magistrato ob varia vitia monendus... 1664. 23. Oct In ministerio vocatus se morbo excusavit 8 Nov / 1666 12 Jan suasu Senatus monitus...

Abzug Seite 26. in 2-T.2.b.2.o. (StA Bremen)

Schwechhusius cathegeta pauperum suasu magistrato ob varia vitia monendus 1664 23 Oct In ministerio vocatus se morbo excusavit 8 Nov / 1666 12 Jan suasu Senatus monitus ne ita festinet paucis diebus post mortem primae uxoris secundam ducere, indecens hoc esse personae publicae. 9 Febr. ei indictum est ut per quadrantem anni partem expectet antequam secundam uxorem ducat. De variis istius moribus 1667. 30 Jul. Schwechhusen ob varia gravissima a munere suspensus 1667. 26 Aug. Petrus 26 Aug. a ministerio ut intercedat pro eo ne plane amoveatur ab officio vel quod ad minimum ei reditus quos ex arario publico habebat relinquantur et longius in professionibus Portulacii 1 Nov. a V.M. portulacii nuptias acton et de relatione doctorum deputatorum et reponit, inconfusus et ex actis alijs erudit.

„Der Armenhauskathetget wurde auf Veranlassung des Senats wegen verschiedener Verstöße gerügt: 23. Oktober 1664. Im Ministerium vorgeladen, hat er sich mit Krankheit am 8. November entschuldigt. Am 12. Januar 1666 wurde er auf Veranlassung des Senats erneut vermahnt, dass er es nicht so eilig haben solle, wenige Tage nach dem Tod seiner ersten Frau eine zweite heiraten zu wollen, das sei einem kirchlichen Amtsträger unwürdig. Am 9. Februar wurde ihm auferlegt, ein Vierteljahr auszuharren, bevor er eine zweite Frau heirate. Den 30. Juli 1667 wurde Swechusen wegen verschiedener Vergehen vom Amt suspendiert. Am 26. August erbat er vom Ministerium, für ihn Einspruch zu erheben, damit er nicht ganz von seinen Ämtern abberufen, oder dass ihm zumindest das gelassen werde, was er aus öffentlichen Mitteln habe und einen Platz beim Kirchgang. Am 1. November fordert er vom Ehrwürdigen Ministerium das Protokoll über die Maßnahmen und Beschlüsse der Deputierten. Ihm wurde aber geantwortet, dass es unüblich sei, aus den Akten irgendetwas zu veröffentlichen.“ Er wurde als Armenhausvater am 23. August 1667 abgesetzt. „ob varia gravamina a munere remotus.“¹¹ (wegen verschiedener Vorfälle des Amtes enthoben)

¹⁰ 2-T.2..b.2.o. Seite 26 im Anhang

¹¹ StA Bremen: Akten des Venerandum Ministerium 2-T.2.b.2.o. Seite 26 im Anhang

Schon am 23. Oktober 1661 war „Dn Swechusius“ (Dn steht für Herr – dominus) ermahnt worden, weil er mit den alten Leuten ungeschickt umginge („quia cum vetulis imprudenter ageret“). Wenn ich den schwer zu entziffernden Gesamtvermerk (wie alle anderen zitierten Abgaben in Latein verfasst) richtig verstehe, starb die erste Frau am 8.11.1665¹² und das Verlöbnis mit der zweiten Frau fand den 12.1. bzw. 9.2.1666 statt. Die Proklamation ist im Kirchenbuch St. Stephani für den 18.2.1666 erwähnt.

Am 14.12.1662 hatte er Margrete Fischer, Tochter des Hermann Fischer,¹³ geheiratet. Der Begräbnisvermerk „Hinrich Swechusens Tochter“ am 9.4.1663¹⁴ bezieht sich auf ein erstes Kind dieser Eheleute. Am 30.3.1665 wurde Tochter Aemalia Ahlheit getauft.¹⁴ Dieses Kind bzw. der Tod der Mutter bald nach der Geburt wird auch der Grund für die schnelle Wiederverheiratung gewesen sein, wofür er den Konsens der kirchlichen Obrigkeit brauchte oder gebraucht hätte. Das Kind ist vermutlich nicht alt geworden, denn am 18.5.1667 bezahlt Henricus Swechusen „wegen seines Kindes Begräbnis“ 4 Mark 16 Grote.“¹⁵

Aus der zweiten Ehe werden Tochter Adelheid am 16.10.1670 und Sohn Marten am 5.6.1673 im Taufregister St. Stephani erwähnt. Eine Eintragung (um 1668) für Catharina Margretha, die durch Aufzeichnungen ihres Sohnes belegt ist, fand sich dort nicht. Für St. Martini fehlen entsprechende Aufzeichnungen.

Am 13.3.1679 ist Heinrich Schwechusen gestorben und es spricht einiges dafür, dass seine Witwe ihm bald nachfolgte. In den Kirchenrechnungen von St. Martini, die für diese Zeit über Beerdigungen Auskunft geben, steht unter dem 17.3.1679 „für Dom [minus] Henrich Swechusen Begräbnis in der Kirche zu eröffnen und empfangen, in Betrachtung der witwe schlechter Zustand“. Kirchenbücher gibt es für Bremen im 16ten und 17ten Jahrhundert nur für wenige Jahre; aus Kirchenrechnungen müssen Ersatzinformationen herangezogen werden, wenn sie z. B. über den Verkauf eines Begräbnisplatzes oder Gebühren wegen Hochzeitsgeläuts berichten. Spätestens der Einzahlungsvermerk vom 7.2.1684 „für sel. Henricus Witwe Grab in der Kirche 3 Mark“

¹² Am 10.12.1665 bezahlt Hnr. Swechusen laut Kirchenrechnungen (2-T.4a.3k.2d) von St. Martini das Begräbnis

¹³ Laut Aufgebot St. Stephani Kirche

¹⁴ Taufvermerk mit Paten in St. Stephani

¹⁵ Kirchenrechnungen (2-T.4a.3k.2d) von St. Martini

Holz, Röntgenstrahlen und Fernost –
Die Bremer Holzhändlerfamilie Meyer vom Panzenberg

Holz, Röntgenstrahlen und Fernost –

Die Bremer Holzhändlerfamilie Meyer vom Panzenberg¹

Dr. Peter Ulrich, Bremen

Der heutige Vortrag befasst sich mit der Geschichte der alten Bremer Holzhändlerfamilie Meyer, die ihren Stammsitz am früheren Panzenberg in der Doventorsvorstadt hatte. In einer langen Reihe von Zimmerleuten innerhalb der Familie gewann der innovative Zimmermannsgeselle Johann Erhard Meyer (1820 – 1902) besondere Bedeutung, indem er 1848 eine heute noch unter seinem Namen bestehende Holzhandlung gründete. Zugleich gehen wir zweien seiner Enkel nach, die weit über die Grenzen Bremens hinaus bekannt wurden: Prof. Dr. Hans Meyer (1877 – 1964), einer der bedeutendsten deutschen Röntgenologen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sowie der in Japan lebende deutsche Kaufmann Johannes Barth (1891 – 1981), der verschiedene wissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte und Kultur Japans verfasst hat. Insofern benennt der Titel des Vortrags in Kürze, womit wir es heute Abend im weiteren Sinne zu tun haben: nämlich mit Holz, Röntgenstrahlen und Fernost.

I. Die 1848 gegründete Holzhandlung von Johann Erhard Meyer in Bremen

In der Nacht vom 18. auf den 19. August 1944 erlitt Bremen einen schweren Bombenangriff. Dabei wurde der Bremer Westen weitgehend zerstört, und viele Überlebende mussten sich eine neue Bleibe suchen. In dieser furchtbaren Nacht ging auch das Stammhaus der alten Bremer Holzhandlung von Johann Erhard Meyer am Panzenberg verloren. Drei bewährte Mitarbeiter fanden dabei den Tod. So berichtet es in wenigen Worten ein Gedenkblatt, welches die Firma zu ihrem einhundertjährigen Jubiläum 1948 von der Druckerei Hauschild auf Nachkriegspapier gedruckt herausgab. Ein ehemaliger Lehrling weiß darüber hinaus zu berichten, dass sie in einem eigens von der Firma gebauten Bunker erstickten, weil eine brennende Ladung Holz ihnen den Weg nach draußen versperrte.

Johann Erhard Meyer ist heute die älteste Holzhandlung und damit eine der ältesten Firmen Bremens, wenn sie auch nicht mehr zu den größeren Betrieben ihres Gebietes wie früher gehört. Sie wurde 1848 von dem Bremer Zimmermannsgesellen Johann Erhard Meyer gegründet, nachdem der alt hergebrachte Zunftzwang

¹ Vortrag vor der Maus, Gesellschaft für Familienforschung Bremen, 14.3.2007

fortgefallen war. Manchmal sehe ich heute die grau-grünen Wagen der Firma in der Stadt oder über die Autobahn fahren. Sie fallen nicht weiter auf im Straßenverkehr, nur derjenige, der wie ich darauf achtet, bemerkt sie hier und da. Die Firma kämpft auf dem heutigen schwierigen Holzmarkt einen schweren, aber tapferen Kampf, auch neun Jahre nach dem 150-jährigen Jubiläum 1998. Damals haben die Inhaber auf weitergehende Festivitäten verzichtet. Der Gedenktag wurde nicht öffentlich begangen. „Es kommt darauf an, die ganze Kraft dem Tagesgeschäft zu widmen.“ So lautete die klare Auskunft der Geschäftsleitung. Eine pragmatische Sicht, die aber den Kern der Sache trifft und sicher den Beifall des einstigen Firmengründers gefunden hätte. Denn das Wohl des Geschäftes geht immer vor. Nach diesem Grundsatz haben viele bremische Kaufleute in der Geschichte gehandelt.

Der Firmengründer Johann Erhard Meyer stammte väterlicherseits wie mütterlicherseits aus alten Utbremer Zimmermannsfamilien. Mit sechs Jahren bekam er eine Stiefmutter, die ihm eine große Schar von Halbgeschwistern bescherte und zu denen er ein durchaus gutes familiäres Verhältnis gehabt haben muss.

Utbremen – sein Name bedeute *außerhalb von Bremen gelegen* – war im Mittelalter ein eigenes Dorf und zählte dann zur westlichen Vorstadt, wozu auch das Doventorsviertel zählte, in dem die Meyers wohnten. 1849 wurde Utbremen nach Bremen eingemeindet. Bis 1697 gehörte es zum Stephanikirchspiel, seitdem zum Kirchspiel von St. Michaelis.

Die Familie Meyer war im 18. Jahrhundert nach Bremen gekommen. Ihr erster bekannter Vorfahr überhaupt ist der Zimmermann Conrad Mayer, der 1652 in Prex geboren und 1684 in Regnitzlosau getraut wurde. Beide Orte liegen im bayrischen Vogtland, östlich der Stadt Hof. 1690 taucht dort mit Conrads Enkeln zählt Wolfgang Erhart Meyer, der 1728 in Döbeneck *im Bayreuthischen*, wie es im Bremer Bürgerbuch heißt, zur Welt kam. Er erhielt am 15. Oktober 1753 in Bremen das Bürgerrecht *nebst Freyheit zu Handeln und Kaufmannschaft hieselbst zu treiben*. Wie seine Vorfahren übte er das Zimmermannshandwerk aus, ebenso sein jüngerer Bruder Johann Erhard, der ihm nach Bremen gefolgt war, so dass sich hier nun zwei Zweige der Familie fortpflanzten. Der Zweig von Johann Erhard starb allerdings nach drei Generationen aus und findet hier keine weitere Darstellung. Möglicherweise sind die beiden Brüder in Bremen „auf der Walz“ hängengeblieben, wie man die Wanderungen der Handwerksgesellen früher landläufig nannte.

Wolfgang Erhart heiratete 1753 Catharine Elisabeth Hünken aus dem St. Michaeliskirchspiel. Der älteste Sohn des jungen Paares hieß Johann Erhard und lebte von 1754 bis 1821. Er war der Großvater unseres Firmengründers und – natürlich – Zimmermannsgeselle. In die Zunft der Bremer Meister fanden die

Meyers allerdings keinen Zugang; sie wohnten in der Vorstadt. Die Familie blieb also von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Bombenangriff im August 1944 im Bereich Utbremen und der Doventorsvorstadt, knapp zweihundert Jahre. So darf man sie mit Fug und Recht eine alte Utbremer Familie nennen, die sich mit der Errichtung und der erfolgreichen Führung der Holzhandlung von Johann Erhard Meyer in Bremen und Umgebung einen hervorragenden Ruf erwarb. Das findet auch darin seine Berechtigung, weil sie sich mit weiteren dort ansässigen Handwerker- und Bauernfamilien verband, so z.B. mit den Familien Hünken, Lübbers, Lagemann, Kropp oder Klatte.

Der Gründer Johann Erhard Meyer muss ein unternehmender Mann gewesen sein. In den familiär vorbestimmten Zimmermannsberuf war er wie die Vorfahren zuerst durch seinen Vater Engelbert Meyer eingeführt worden, der sich zugleich als Bauunternehmer betätigte. Später unternahm Johann Erhard eine längere Gesellenwanderung, um sein Handwerk auf dem Hintergrund weiterer Erfahrungen gründlich ausüben zu können. Das Jubiläumsblatt von 1948 sagt über ihn:

Im 'tollen' Jahr 1848 fasste der Zimmergesell Johan Erhard Meyer den Entschluss, in seinem Hause Panzenberg Nr. 3 einen kleinen Holzverkauf zu eröffnen. Durch Beharrlichkeit und Fleiß gelang es dem Begründer, das Geschäft in kurzer Zeit zu einem geachteten Unternehmen zu entwickeln.

In der Gründungszeit der Firma, also um die Mitte des 19. Jahrhunderts, handelte man in Bremen vorzugsweise mit Hölzern aus dem Oberwesergebiet und aus Thüringen. Erst ab ungefähr 1860 führte man hier auch zunehmend nordische Hölzer ein, was zu einer starken Belebung des Bremer Holzhandels führte. Johann Erhard Meyer war bereits frühzeitig an dieser günstigen Entwicklung beteiligt, was auch die Erweiterung des Grundstücks am Panzenberg belegt.

1868 erlitt die junge Firma allerdings einen herben Schlag, indem ihre Immobilien bei einer Feuersbrunst, die die gesamte Doventorsvorstadt heimsuchte, abbrannte. *Das zweistöckige Lagerhaus war mit den Vorräten zu 62.000 Reichthalern ... versichert. Bei dem Brand fand ein Arbeiter den Tod. Die unermüdliche Tatkraft des Begründers ließ aber den Unglückstag bald vergessen. Aus Schutt und Asche wuchs ein neues, prächtigeres Haus mit den erforderlichen Nebenanlagen. Die würdige Ausführung des Gebäudes fiel besonders angenehm ins Auge. Das Haus am Panzenberg mit der Firma Joh. Erh. Meyer wurde für Bremen ein Begriff.*

Der Firmengründer baute mit eisernem Fleiß und großer Geduld zäh an seinem Lebenswerk weiter. Möglicherweise gingen ihm dabei auch sein Schwager, der Zimmermeister Diedrich Behrens, und sein Bruder, der Zimmermann Diedrich Meyer, zur Hand, beide wohnhaft in Utbremen. Wie ein althergebrachter Handwerksbetrieb florierte die Firma sicher vor einem familiären Hintergrund, was

auch darin zum Ausdruck kommt, dass Johann Erhard 1876 seinen Sohn Engelbert als Teilhaber aufnahm.

Zu dieser Zeit war der Holzhandel in Bremen durch den Mangel an günstigen Lagerplätzen außerordentlich gehemmt. Die Unterweserkorrektion schuf hier Abhilfe, indem am neuen Holzhafen und am neuen Hohentorshafen technisch moderne Löschmöglichkeiten geschaffen wurden, um die immer größer werdenden Mengen an eingeführten Hölzern entladen und lagern zu können. Dies führte zu einem weiteren enormen Aufschwung des bremischen Holzhandels, so dass von 1880 bis 1912 die Einfuhr der geschnittenen nordischen Nadelhölzer von 18.990 Standards auf 92.470 Standards erhöhte.

Johann Erhard Meyer partizipierte daran. Da die erst vor wenigen Jahren erweiterten Lagerkapazitäten am Panzenberg bald schon nicht mehr ausreichten, wurde deshalb 1894 in der St. Jürgenstraße ein Filialbetrieb der Firma errichtet. So konnten nicht nur größere Mengen der importierten nordischen Hölzer gelagert werden, sondern mehr und mehr auch nordamerikanische Nadelschnitthölzer, welche zunehmend Eingang auf dem deutschen Markt fanden.

Der knorrige Johann Erhard Meyer, von dem wir leider kein Porträt besitzen, wird durch seinen Enkel, dem deutschen Kaufmann Johannes Barth in Japan, mit einem schönen Zitat so gewürdigt: *(Mein Großvater) hatte das Holzgeschäft von seinen Vorfahren übernommen, aber wie alle anderen auch musste er als einfacher Schreiner beginnen. Er erzählte gerne aus dieser Zeit, als er – wie es damals der Brauch war – durchs Land wanderte, da und dort unter der Anleitung verschiedener Handwerksmeister arbeitete, lernte und seine Erfahrungen machte. Daher war er ein praktisch denkender Mann, der sehr wohl mit einem Blick beurteilen konnte, welche Fähigkeiten in einem Mann steckten. Ich weiß eigentlich nur sehr wenig über ihn, er starb, als ich zehn war, aber nach dem, was ich gehört habe, muss er ein Mann mit ziemlich extravaganen Lebensgewohnheiten gewesen sein. Er aß nur zu besonderen Anlässen zusammen mit den anderen Mitgliedern seiner großen Familie und frühstückte niemals. Nach dem Aufstehen ging er auf den Hof, wo die Lagerhäuser standen, inspizierte die Ställe mit den Pferden und sah nach, ob auch ein jeder an seinem Arbeitsplatz war. Dann kehrte er ins Haus zurück, setzte sich in seinen großen Sessel, der die schönste Ecke in einem großen Raum im Wohnhaus ausfüllte und trank ein großes Glas milden Rum, das dann bis zum Mittagessen vorhielt. Ich habe als Kind nie gewagt, ihn näher anzusehen. Ich glaube, ich hatte ein bisschen Angst vor ihm, aber ich erinnere mich noch gut an sein Gesicht, als wir ihn betrachten durften, nachdem man ihn in einem der geräumigen Zimmer auf weißen Kissen zu seiner letzten Ruhe gebettet hatte. Sein Gesicht war unbedeckt, und überall waren Blumen. Er war nicht schlank, sondern eher untersetzt und starb, glaube ich, an einem Schlaganfall.*

Ein großes Unglück für Johann Erhard Meyer muss zweifellos der frühe Tod seines Sohnes Engelbert gewesen sein, der die Firma übernehmen sollte und der zeitweise auch Abgeordneter der Bremischen Bürgerschaft sowie Diakon der St. Michaeliskirche war. Dieser starb 1899, und so musste der Vater die Holzhandlung erst einmal wieder selber weiterführen. Nach seinem Tode 1902 übernahm seine Witwe die große Firma, die allerdings schon ein Jahr später von ihrer Schwiegertochter Bertha Meyer, geb. Klatte, abgelöst wurde.

Unterstützt von bewährten Prokuristen und tüchtigen Mitarbeitern, wusste Frau Meyer den großen Betrieb in umsichtiger Weise zu lenken. Eine spürbare Entlastung trat für sie ein, als ihr Sohn Carl Meyer, der seine Ausbildung zum Teil in nordamerikanischen Sägewerken erhalten hatte, am 1. Januar 1909 als Teilhaber in die Firma aufgenommen wurde.

In demselben Jahr übernahm Johann Erhard Meyer die einhundert Jahre alte Bremer Holzhandlung Eduard König, so dass die Firma nun in Bremen zum bedeutendsten und führenden Platzholzhandelsgeschäft wurde, wie es das Jubiläumsblatt stolz berichtet. Von dieser Zeit bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs stand die Holzhandlung somit auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung. Sie hatte Lagerplätze am Panzenberg, in der St. Jürgenstraße / Ecke Friedrich-Karl-Straße, in der Grünenstraße sowie am Hohentorshafen. *Die stattlichen fünf Pferdegespanne der Firma waren damals für Bremen etwas Besonderes.*

Die aufsteigende Entwicklung wurde durch den 1914 ausbrechenden Ersten Weltkrieg jäh gestoppt. In den zwanziger Jahren erreichte Firma etwa zwei Drittel der Einfuhr jener guten Jahre vor dem Krieg. 1924 wurde der bereits erwähnte Enkel des Gründers, Carl Meyer, alleiniger Inhaber und nahm in den dreißiger Jahren den Prokuristen Wilhelm Bormann als Teilhaber auf.

Der zweite Weltkrieg zerstörte nicht nur die Anlagen am Panzenberg und damit das Büro, sondern auch diejenigen am Hohentorshafen und in der Grünenstraße. So wurde nach Kriegsende wieder klein angefangen, indem man den Betrieb erst einmal auf dem alten Platz an der Ecke St. Jürgenstraße / Friedrich-Karl-Straße weiterführte. Heute hat das Unternehmen seinen einzigen Standort am Hohentorshafen. Es hat inzwischen mehrmals den Eigentümer gewechselt. Doch Johann Erhard Meyer ist weiterhin im Bremer Holzhandel präsent, eine große Leistung der jeweiligen Inhaber und der Mitarbeiter.

Im Übrigen hatte der letzte Namensträger in der Firma, Carl Meyer, keine eigenen Nachkommen. In der Erinnerung des vorhin genannten Lehrlings wirkte er eher zurückhaltend und suchte keinen näheren Kontakt zu den Angestellten und Arbeitern. Seine Frau und er hatten sich in den dreißiger Jahren den Klattenhof in Wopswede gebaut, der nach Carl Meyers mütterlicher Familie Klatte benannt

worden war. Carl Meyer – genannt „Holzmeyer“ – und seine Frau gehörten zu den wohlhabenden Familien in Worpsswede und hielten engen Kontakt zu den Künstlern dort. So besaßen sie eine schöne Sammlung von Gemälden der Worpssweder Künstlerinnen und Künstler, die nach ihrem Tod zum Teil Eigentum des Bremer Kunstvereins wurden.

Das Ehepaar ging insofern unrühmlich in die Geschichte Worpsswedens ein, weil Margarethe Meyer während des Krieges den Künstler Bernhard Huys bei der Gestapo in Bremen denunzierte. Benny Huys, der mit seiner Familie in einem freundschaftlichen Verhältnis zu den Meyers stand, gab im August 1943 ein von diesen geliehenes Buch zurück. Leider vergaß er dabei, den als Lesezeichen verwendeten Zettel herauszunehmen, auf dem er sich Notizen beim Abhören eines Feindsenders gemacht hatte. Das brachte ihm einen anderthalb Jahre währenden Aufenthalt in verschiedenen Zuchthäusern ein, eine schreckliche Belastung für ihn selbst, aber auch für seine Familie. Damit war das Ehepaar Meyer in Worpsswede „unten durch“, wie man landläufig sagt. Noch während des Krieges zog es nach Bremen zurück, wo es bald danach verstarb und die Firma von Wilhelm Bormann weitergeführt wurde.

II. Der Röntgenologe Prof. Dr. Hans Meyer (1877 – 1964) in Bremen und Marburg

Mit dem zweiten Sohn des so früh verstorbenen Holzkaufmanns Engelbert Meyer und dem Bruder von Carl Meyer hat die Utbremer Holzhändlerfamilie einen in seiner Zeit international anerkannten Röntgenologen hervorgebracht, ein Vertreter seines Faches der zweiten Generation. Prof. Dr. Johann Erhard Meyer, wie er in der Tradition seiner Familie mit vollem Namen heiß, der sich aber grundsätzlich Hans nannte, gehörte seit 1910 über Jahrzehnte zu den führenden Röntgenwissenschaftlern in Deutschland. So berichtet natürlich Herbert Schwarzwälder in seinem Bremen-Lexikon über ihn, aber auch die Neue Deutsche Biographie sowie die Deutsche Biographische Enzyklopädie widmen ihm jeweils Artikel. Wie sein Bruder Carl hat Hans Meyer keine Nachkommen hinterlassen.

Hans Meyer wurde am 30. Juli 1877 in Bremen geboren. Er besuchte das Alte Gymnasium und begann 1897 mit dem Studium der Medizin in Marburg. 1902 bestand er das medizinische Staatsexamen in Kiel, danach fuhr er als Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd. So knüpfte er wertvolle Kontakte zu Krankenhäusern und Universitätskliniken in aller Welt sowie zu vielen prominenten Familien in den USA. Anschließend schlug Meyer die Universitätslaufbahn ein und bildete sich dementsprechend in Kiel, Straßburg, Basel, Bern und Paris weiter. Bereits 1910 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die biologischen Grundlagen der

Röntgentherapie. *Damit war er der erste Dozent für dieses neue Spezialgebiet in der Medizin.*

1912 gründete der junge Wissenschaftler zusammen mit dem Gynäkologen Carl Josef Gauss und dem Chirurgen Richard Werner die Fachzeitschrift „Strahlentherapie“, die er bis 1962 in 121 Bänden herausgab, *das eindrucksvollste Denkmal seines unermüdlichen Wirkens für die Radiologie.* Im Ersten Weltkrieg nahm er als Truppenarzt teil und wurde mit dem Eisernen Kreuz sowie der Rotes-Kreuz-Medaille ausgezeichnet.

1920 berief man ihn zum Direktor der Bremer Röntgen- und Lichtabteilung der Städtischen Krankenanstalten in der St. Jürgenstraße, wo er bis 1936 wirkte. 1942 siedelte Hans Meyer nach Marburg über und stellte sich der Universität als akademischer Lehrer zur Verfügung. Hier leitete er nach dem Krieg für fünf Jahre die Strahlenklinik und wurde 1956 zum Honorarprofessor für Radiologie ernannt. Meyer starb im 87. Lebensjahr am 11. April 1964 in Marburg. *Er hatte sich nach der Aussage seiner Freunde bis zu seinem Tode eine bewundernswerte geistige und körperliche Frische bewahrt und konnte bis zuletzt an den Schicksalen des Faches und der Fachgenossen lebhaften Anteil nehmen.*

Hans Meyer vereinigte in sich medizinische Praxis und Lehre und war zudem ein außergewöhnlicher Organisator. In den zwanziger Jahren gab er ein fünfbändiges Lehrbuch zur Strahlentherapie heraus und hat zahlreiche wissenschaftliche Fachartikel in der Zeitschrift „Strahlentherapie“ veröffentlicht. *Das Werk Hans Meyers, geprägt von seiner breit angelegten medizinischen Ausbildung, ist wesentlich bestimmt worden durch die lebhaften, technisch-naturwissenschaftlichen und politischen Strömungen und Turbulenzen seiner Zeit.*

Fünfzehn Jahre nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen habilitiert, hat er wesentlich dazu beigetragen, die technischen Grundlagen dieses Faches zu legen. So experimentierte er an Erbsen, Kaninchenohren und Mäusen, um die notwendige Dosis der violetten und ultravioletten Strahlenquellen zur Bekämpfung von Tumoren, insbesondere Brustkrebstumoren, zu ermitteln. Immer wieder war es ihm dabei ein Anliegen, auch den Strahlenschutz zu verstärken, ein Ansinnen, das aus heutiger Sicht umso wichtiger erscheint, je mehr man sich vor Augen führt, wie viele Ärzte und Krankenschwestern in der Frühzeit der Radiologie gesundheitlich zu Schaden gekommen waren und den Tod fanden.

So stiftete Meyer 1936 ein Denkmal für die Opfer der Radiologie aller Nationen im Garten des Krankenhauses St. Georg in Hamburg und setzte sich damit über kleinliche restriktive Maßnahmen der NSDAP durch, die dies zu verhindern suchte. *Der Präsident des 3. Internationalen Radiologenkongresses, Antoine Beclere, enthüllte in Anwesenheit der Konsultatsvertreter von 11 ausländischen Nationen den*

Stein mit den Namen von mehr als 200 an Röntgenkrebs oder Leukämie verstorbenen Pionieren der Radiologie. `

Meyer hat als weltoffener Hanseat immer wieder versucht, die Fachdiskussionen und Forschungsergebnisse der internationalen Röntgenologie zu sammeln und sie damit gleichsam zu archivieren. Daher war ihm die jahrzehntelange Herausgabe der Fachzeitschrift „Strahlentherapie“ besonders wichtig. Damit schuf er ein anerkanntes wissenschaftliches Forum, das sicher zu den herausragenden Zeugnissen seines großen Lebenswerkes gehört.

Daneben hat sich Meyer bereits frühzeitig dafür eingesetzt, dass die Strahlenkunde ein eigenes medizinisches Fach wurde. In den Anfangsjahren seines eigenen Wirkens war die Röntgenologie sozusagen in verschiedenen medizinischen Fachrichtungen wie der Dermatologie, der Gynäkologie oder der Chirurgie untergebracht, was sicher zu einem positiven interdisziplinären Austausch sowie zum Nutzen einer intensiven Einzelforschung beitrug. Dennoch, so erkannte Meyer, war es nötig, eigene Institute für die Röntgenologie aufzubauen, um das Fach intensiv vorantreiben zu können und um damit auch das wachsende Zusammenwirken mit außermedizinischen Fächern wie z.B. der Biologie und der Chemie zu fördern. So verband Hans Meyer den Blick für das Kleine mit einer weitsichtigen Zukunftsperspektive für sein Fach, in dem er nach dem Zweiten Weltkrieg als *der Nestor der deutschen Röntgenologie* galt.

Hans Meyer, der viele Jahre Junggeselle blieb und erst 1936 seine langjährige Hausdame heiratete, wohnte in Bremen in der Parkallee in der Nähe des Sterns. In dem schönen, heute hellblau angestrichenen Bremer Reihnhaus befindet sich nun die Häusermaklerfirma Edzard, Franke & Co. Seit den zwanziger Jahren war Meyer auch in der Gemeinschaftspraxis Dr. Kuhlmann tätig.

Daneben stellte der renommierte Arzt sein immenses Wissen ehrenamtlich zur Verfügung. Außer der bereits erwähnten Herausgabe der Zeitschrift Strahlenkunde war er zeitweise der Vorsitzende der Röntgengesellschaft in Niedersachsen und Bremen, die er mitgegründet hatte. Außerdem gehörte er dem Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen an und war von 1929 bis 1936 deren erster Vorsitzender. Sein Nachfolger Karl Kurz sagte 1939 über ihn: *Und dass in dem ... verflossenen Jahrzehnt der Verein innerhalb und äußerlich so erstarkte, dass er nun bei seiner 75-Jahrfeier als ein wesentlicher Faktor im geistigen Bremen allgemein, im wissenschaftlichen Leben im Besonderen dasteht, ist in erster Linie dem siebenjährigen Wirken von Prof. H a n s M e y e r zu danken. Seine weitreichenden Verbindungen mit der von ihm betreuten Wissenschaft weit über Deutschlands Grenzen hinaus wirken sich bald auf das Vortragswesen des Vereins aus. Die Zahl der Mitglieder steigt; ebenso wesentlich oder im Grunde wesentlicher*

ist, dass die Zahl der die Vorträge wirklich besuchenden Mitglieder ansteigt. Auswärtige Gelehrte kommen in immer größerer Zahl als Redner nach Bremen ...

Hans Meyer wurde während seines langen Lebens reich geehrt. So erhielt er die Antoine-Béclère-Medaille, die Albers-Schönberg-Medaille, die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft, die Röntgenmedaille, die Karl-Herxheimer-Plakette, die Carl-Weigert- und Paul-Ehrlich-Plakette sowie das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland (1952). Außerdem war er Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften und trug Ehrendokortitel der Universitäten Gießen und Kiel.

Heute erinnern neben seinem wissenschaftlichen Werk jeweils eine Gedenktafel in der Eingangshalle des Strahleninstituts der Universität Marburg und im Foyer des Zentralinstituts für Radiologie, Strahlenheilkunde und Nuklearmedizin der Großen Krankenanstalten in Bremen an diesen bedeutenden Arzt und Humanisten. Außerdem lebt sein Name im Hans-Meyer-Stipendium fort, welches die Röntgengesellschaft von Niedersachsen, Bremen und Sachsen-Anhalt vergibt. In der Satzung heißt es: *Das Hans-Meyer-Stipendium wird nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel an um das Fach Radiologie verdiente Ärzte, Naturwissenschaftler oder Techniker vergeben, die im allgemeinen Mitglieder der Röntgengesellschaft von Niedersachsen, Bremen und Bremen-Anhalt sein sollen.*

III. Johannes Barth, ein deutscher Kaufmann in Japan (1891 – 1981)

Wenn wir an die alte Bremer Holzhändlerfamilie Meyer am Panzenberg erinnern, dann gilt es auch, eines weiteren Enkels des Firmengründers zu gedenken, nämlich des deutschen Kaufmanns Johannes Barth in Japan. Dieser hat als Autodidakt ausgezeichnete wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Arbeiten zur japanischen Geschichte und zur japanischen Schaukunst (Theater) verfasst, die von dem profunden Wissen ihres Verfassers über die Geschichte und die Kultur Japans Zeugnis ablegen. Johannes Barth war ein Sohn von Johann Erhard Meyers jüngster Tochter Anna Johanne, die 1888 den Kaufmann Dietrich Barth aus Aurich geheiratet hatte.

Über Johannes Barth sind wir durch seine Autobiographie sehr gut orientiert, die er ursprünglich für seine Enkel niedergeschrieben hatte, die aber dann von der Deutschen Gesellschaft für Natur- Völkerkunde Ostasiens (OAG) in Tokyo veröffentlicht wurde. Es ist ein trockener, ja ein eigentlich ein bremisch-nüchterner Stil, in dem Barth seine Erinnerungen abgefasst hat. Unpathetisch berichtet er von dem Auf und Ab seines spannenden Lebens, aber hinter den Zeilen nimmt der Leser doch auch sehr Persönliches wahr – so z.B. die Belastungen seiner Ehe, die sich

durch seine intensiven wissenschaftlichen Forschungen ergaben, oder die Sorgen, die Barths wechselnde wirtschaftliche Verhältnisse ihm verursachten. Seine Autobiographie wirft schließlich ein interessantes Licht auf die Geschichte Japans und seiner Beziehung zu den Deutschen, die dort in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lebten.

Barth war der zweite Sohn seiner Eltern und wurde 1891 geboren. Sein Vater Dietrich hatte als Sohn eines Müllers 1886 im Steintorviertel die Dampfbäckerei Barth & Co gegründet, die 1887 in Bremer Brodfabrik Dr. L. Hanemann umbenannt wurde und als Bremer Brotfabrik Heinrich Tenter & Co bis in unsere Gegenwart ein Begriff ist. Heute lebt der Name dieser Barth-Familie in Bremen nur noch in der Seidenimportfirma Barth & Könenkamp fort, die Barth Ende des 19. Jahrhunderts mitgegründet hat.

Der Sohn schildert die berufliche und persönliche Situation seines Vaters, des Schwiegersohnes von Johann Erhard Meyer so: *Die Bevölkerung wuchs an. Zum ersten Mal mussten Lebensmittel importiert werden, hauptsächlich aus den USA, und Bremen war der Hafen mit den besten Einrichtungen für das Löschen der Getreidedampfer in Deutschland. Dampfgetriebene Getreidemühlen entstanden an den Entladeplätzen, und mit seiner Erfahrung als Sohn eines Müllers und als Eigner einer Brotfabrik etablierte er sich als Verkaufsagent der größten dieser neuen Getreidemühlen, der Rolandmühle. ... Mit seinem Verhandlungsgeschick und seiner absoluten Ehrlichkeit bei jedem Geschäft blieb er der treue Vertraute seiner Vorgesetzten bis ans Ende seines Lebens.*

Der Kaufmann Dietrich Barth legte sein Geld während des Ersten Weltkriegs in Kriegsanleihen an und verlor so seine Ersparnisse. Aber er vermochte es, mit Hilfe seines Prokuristen Adolf Krietemeyer und der alten Verbindungen zur Rolandmühle ein neues Vermögen zu schaffen, von dem, als er 1927 starb, seine Witwe leben konnte.

Johannes absolvierte die Handelsschule in Bremen. Er schreibt: *Ich wollte fort von Zuhause, wollte frei sein und auf eigenen Füßen stehen, obwohl mir sehr bewusst war, dass das nicht so leicht sein würde. Aber ich war ja bereit, Tag und Nacht zu arbeiten und ein ärmliches Leben in Kauf zu nehmen, wenn ich nur mein Ziel, die persönliche Freiheit, erreichen konnte.* Der Wunsch nach persönlicher Unabhängigkeit zieht sich durch Barths ganzes Leben hindurch. Er nahm auch später vieles in Kauf, um dieses Ziel immer wieder zu erreichen. Persönlich sehr bescheiden und sparsam, lebte er niemals auf großem Fuß, sondern konzentrierte sich darauf, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, um so die eigene Familie abzusichern sowie Freiraum zu finden für die historischen Forschungen über Japan.

Als Jugendlicher besuchte Barth regelmäßig das Bremer Überseemuseum. *Die meisten Sonntage brachte ich im Museum zu. Da die Stadt Bremen ganz vom Handel mit fremden Ländern abhing, war das Museum eine Sammlung von Gegenständen aus aller Welt. Es gab Ausstellungen über die deutschen Kolonien in Afrika, über Südamerika und China, die in mir Träume von Reisen in diese Länder und von Entdeckungen unbekannter Gebiete wachriefen. China schien jedoch zu weit zu sein, um von einer Reise dorthin auch nur zu träumen. Japan war mit der Abbildung eines Shintoschreines und einigen buddhistischen Bildern vertreten. Auch ein Bild von der buddhistischen Hölle gab es dort, für das ich mich besonders interessierte. Es zeigte, was diejenigen, welche in diesem Leben unrecht handeln, in der anderen Welt erwartete, und ich schauderte vor der grausamen Phantasie der Menschen in asiatischen Ländern.* Sicher haben solche Museumsbesuche neben der Weltläufigkeit des Elternhauses sowie der bremischen Atmosphäre überhaupt den Jungen innerlich darauf vorbereitet, sein Leben später im Ausland zu verbringen.

Nach Ausbildungsjahren zum Kaufmann in Bremen, Brüssel und London ging der wissbegierige Barth 1912 für die Firma Arnhold, Karberg & Co nach China, wo ihn der Erste Weltkrieg überraschte. Er wurde Soldat und geriet in Tsingtau für fünf Jahre in japanische Kriegsgefangenschaft. In dieser Zeit begann Barth sich die japanische Sprache anzueignen, die er später fließend sprechen und schreiben konnte.

Nach der Freilassung sollte er nie mehr endgültig nach Deutschland zurückkehren. Japan fesselte ihn zunehmend. Zwar besuchte er hin und wieder Bremen, wo seine Mutter und seine Tanten wohnten, aber sein Lebensmittelpunkt lag in Japan. Es erging ihm wie vielen Deutschen, die lange Jahre im Ausland gelebt haben und es dann schwer haben, sich hier wieder einzuleben. Barth sagt dazu: *Es schien mir ganz sicher, dass ich niemals mehr zu dem Leben in Bremen zurückkehren würde, wo jede Bewegung an soziale Zwänge gebunden war. Ich hatte mich entschieden, mein Leben anderswo aufzubauen, wo ich mein eigener Chef sein konnte. Ich wollte, dass mir niemand in meine Handlungsfreiheit hineinredete. Ich war bereit, hart dafür zu arbeiten, für dieses Ideal, obwohl ich damals noch nicht wusste, wie hart es wirklich werden würde.* Johannes Barth baute sich nach dem Ersten Weltkrieg eine eigene Firma auf, um eben diesem Ziel näher zu kommen. So handelte er in seiner Agentur mit deutschen Waren und Industrieprodukten, die er in Japan importierte.

1923 entschied er sich, eine Japanerin zu heiraten, was in seiner, aber auch in der japanischen Familie nicht auf sofortige Gegenliebe stieß. Barth schreibt: *(Es wäre) praktisch, ein japanisches Mädchen zu heiraten. Was die Frage der Mischlingskinder anging, so war ich sicher, dass sie, wenn sie in einem guten Elternhaus aufwachsen und eine ordentliche Schulbildung erhalten würden, niemanden gegenüber minderwertig zu sein brauchten. Japanische Eltern hatten*

genauso viel dagegen einzuwenden, dass ihre Kinder Ausländer heirateten, wie europäische.

So heiratete Johannes Barth seine Frau Chiyo. Neben dem Aufbau der eigenen Firma wuchs die Familie Barth – es wurden ihm und seiner Frau zwei Töchter, Rudy und Mia, geboren. Er war nun auch der Lage, in der Nähe von Kamakura in einem abgelegenen Tal ein eigenes Haus zu bauen. *Der Garten wurde mit Kirschbäumen und Kamelien bepflanzt, so dass das Haus im Frühling in einer Wolke von schönen Blüten stand. Chiyo (Barths japanische Frau) hatte einige Jahre lang Chrysanthemen gezogen, die im Herbst ausgestellt wurden und ein wunderschöner Anblick waren. Viele Freunde kamen, um sie zu sehen, und manchmal tanzten wir im Garten zu den Klängen eines Grammophons japanische Tänze. Abends hörten wir gerne die Melodien hawaiischer Musik.*

Nebenher engagierte Barth sich in der deutschen Kolonie in Japan und trat der OAG bei, deren zweiter Vorsitzender er über lange Jahre war. Weiter fand er die Zeit, neben Familie, Beruf und dem genannten gesellschaftlichen Engagement seine Studien voranzutreiben. Er durchstöberte Antiquariate und baute sich eine bedeutende Fachbibliothek zum Thema Japan auf.

Aber es muss Barth doch schwergefallen sein, die verschiedenen Ansprüche an sich zu vereinigen. Diese Spannung wird deutlich, wenn er schreibt: *Ich stellte mir ... gern vor, mich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, wenn ich um die 50 war und dann den Rest meines Lebens mit etwas zu verbringen, das mehr bleibenden Wert hätte als im Geschäft zu feilschen und heranzuschaffen zu versuchen, was für das tägliche Leben notwendig war. Ich wollte viele Bücher lesen und ein paar Schriften hinterlassen, die das Ergebnis meiner Japanstudien enthielten. Diesen Wunsch, etwas zu tun, das zum Fortschritt der Menschheit beiträgt, wenn auch vielleicht auch nur ganz wenig, das gegenseitige Verständnis zwischen den Menschen, Ländern und Rassen förderte, hatte ich schon immer stark empfunden. Ich glaube, das war der Wunsch, der mein gesamtes Leben geformt hat, und der mich oft davon abhielt, soviel Zeit für meine Freunde und meine Familie zu verwenden, wie man von mir erwartete. Ich wusste, dass ich jede Minute meines Lebens nutzen musste, wenn ich meinen Wunsch erfüllen wollte. Ich plante immer neue Studien, arbeitete für mein Hobby bis in die späten Nachtstunden. Am nächsten Morgen kam ich allerdings zu spät ins Büro.*

Aber es dann kam der Krieg, während dessen Barth lange Jahre von Japan abwesend und damit von seiner Familie getrennt war. In diesen Zeitraum fiel auch der Verlust seiner zweiten Tochter Mia, den er nur schwer verkraften konnte. Außerdem wurde sein Vermögen konfisziert. Aber es lag in seinem Wesen, immer wieder von vorne anzufangen, so wie es sein Großvater Johann Erhard Meyer nach dem Brand seiner Firma und nach dem Verlust seines Sohnes Engelbert, aber auch sein eigener Vater

nach dem Ersten Weltkrieg vermocht hatten. So baute er nach dem Krieg wieder eine eigene Firma auf, die mit medizinischen Artikeln handelte.

Johannes Barth starb 1981 in Japan. Die Zitate aus seiner Autobiographie belegen nicht nur die Geschichte eines Deutschen in Japan, sondern sie zeigen uns einen Menschen, der sich bereits in seiner Jugend für die weite Welt interessierte, indem er das Bremer Überseemuseum besuchte und sich von den Zeugnissen fremder Kulturen begeistern ließ. Barth war daher ein Mann auf der Grenze. Er war Deutscher, aber gleichzeitig zutiefst mit Japan vertraut. Seine eigenen Kinder trugen die Kultur und das Herkommen Europas und Ostasiens in sich.

Barth hat es vermocht, sich immer wieder Bücher und Aufsätze abzurufen. Das macht ihn auch heute noch über das rein Biographische hinaus interessant. Die früheste mir bekannte Schrift ist eine kleine Abhandlung von 1928 über „Kodan und Rakugo“, welche die Kunst der japanischen Geschichtenerzählung darstellt. 1935 veröffentlichte er „Literatur und Drama im Dienste der nationalen Erziehung Japans“, 1950 in zweiter Auflage bei Eilers & Schünemann in Bremen „Alltag in Japan“. Seine großen Werke sind zweifellos die profunden Darstellungen der Geschichte Kamakuras in zwei Bänden (zusammen 768 S.) und Edos (588 S.), des alten Tokyos. Beide Werke wurden von der Japanisch-Deutschen Gesellschaft in Tokyo herausgegeben. Lassen diese beiden Städtedarstellungen den unbefangenen Leser schon staunen, so vor allem das 1972 Werk „Japans Schaukunst im Wandel der Zeiten“ (489 S.), welches heute noch für das Studium der japanischen Kultur empfohlen wird. Es belegt den enormen wissenschaftlichen Fleiß des Autors, vor allem aber sein Wissen um historische Zusammenhänge vor dem Hintergrund zahlreicher Quellen. So gehört Barth zu den wenigen Deutschen, die sich abseits einer akademischen Laufbahn um Japans Geschichtsdarstellung verdient gemacht haben.

Zu guter Letzt:

Wir sind den Spuren der alten Bremer Holzhändlerfamilie Meyer am Panzenberg nachgegangen. Vieles musste unerwähnt bleiben. Nicht berichtet wurde von den Verwandten der hier vorgestellten Personen, nämlich von weiteren Zimmermannsgesellen in der Frühzeit der Familie und späteren Zimmermeistern, von Steuerleuten und Kapitänen, von einem Ballaststoffhändler in Bremerhaven, von Ingenieuren, Kaufleuten, Kanzlisten und einem Delikatessenhändler. Nicht berichtet wurde von den Frauen und Töchtern, über die sich leider kaum Zeugnisse erhalten haben. Hier müssen aber dennoch zwei Ehefrauen Erwähnung finden, nämlich die Ehefrauen von Johann Erhard und Engelbert Meyer, die nach dem Tode ihrer Männer die Firma zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitergeführt haben. Und

nicht berichtet wurde außerdem über drei Schwestern, deren Mutter eine Halbschwester von Johann Erhard Meyer war, von denen zwei Opernsängerinnen wurden und von denen die dritte zu Anfang des 20. Jahrhunderts als Medium immerhin im Hause von Friedrich Krupp in Essen aufgetreten sein soll. Nun, bereits die Darstellung der drei eindrucksvollen Persönlichkeiten von Johann Erhard Meyer und seinen beiden Enkeln Hans Meyer und Johannes Barth zeigt eine interessante Verbindung von Kaufmannschaft auf der einen Seite und Kunst und Wissenschaft auf der anderen innerhalb dieser Familie auf.

Es ist das alte Bremen, insbesondere das der westlichen Vorstadt, in welches wir kurz eingetaucht sind und das auch damals durch seine Schifffahrt und seine Kaufleute in der weiten Welt seine Beziehungen hatte. Der schreckliche Zweite Weltkrieg hat die hübschen Straßen des früheren Doventorviertels und Utbremens ausradiert, in denen die Meyers, die Kropps, die Klattes und die Lagemanns einst wohnten. Heute fließt der nicht enden wollende moderne Autoverkehr in Richtung Oldenburg und Bremerhaven über die Stelle, wo einst der Panzenberg lag. Wer ahnt hier noch etwas von Johann Erhard Meyer und den Seinen? Einzig neben der neu errichteten St. Michaeliskirche stehen noch zwei Steinfiguren des Bildhauers Dietrich Kropp aus der alten Kirche, mit dem die Meyers weitläufig verwandt waren.

Aber wir können noch immer Holz bei Johann Erhard Meyer kaufen, nun in der Ladestraße am Hohentorshafen. Und das immerhin seit 159 Jahren! Rechnen wir pro Generation einmal fünfundzwanzig Jahre, so besteht die Holzhandlung seit gut sechs Generationen, woran die Familie Meyer mit dreien beteiligt war. Also, auf zu Johann Erhard Meyer! Ob ich Ihnen allerdings empfehlen soll, morgens nicht zu frühstücken und stattdessen ein großes Glas milden Rum zu trinken, so wie der alte Johann Erhard Meyer es einst tat, weiß ich nicht.

Eine Scheidung 1820

Christa Lütjen

Zugetragen hat sich folgende Geschichte in Heyerhöfen, zum Amt und Kirchspiel Beverstedt gehörend. In Heyerhöfen gab es 1820 nur zwei Bauernhöfe. Einer davon wurde bewirtschaftet von Hinrich Fink, der diesen von seinem Schwiegervater Dierk Götjen übernommen hatte. Aber die Ehe des Hinrich Fink mit Dierk Götjens jüngster Tochter Sophie Eleonore stand unter keinem guten Stern, wie die nachfolgend geschilderten Ereignisse zeigen und wie sie sich aus den Kirchenbüchern von Beverstedt und den zitierten Akten des Amtes Beverstedt ergeben. Aufbewahrt werden diese Akten im Staatsarchiv Stade.

"Erschienen Hinrich Fink zu Heyerhöfen mit dessen Vater Otto Fink aus Geestenseth, ingleichen dessen zeitherige Ehefrau Sophie Eleonore Fink gebohrene Götjen mit Fabian Thom fore in Beverstedt und trugen vor: Nachdem damit vorgezeigten Erkenntnisse des Königlichen Consistorii vom 10. October v. J. wäre die Ehe zwischen obgedachten beiden Eheleuten getrennt und dem Ehemann Hinrich Fink auferlegt, ihr der Ehefrau Sophie Eleonore Fink deren Brautschatz zurück zu zahlen."¹

Mit diesen Worten beginnt ein Actum, das am 17. Februar 1820 in Beverstedt vom Amtmann Wyneken aufgenommen wurde, und an dessen Ende die Ehe zwischen Hinrich Fink und Sophie Eleonore Götjen geschieden war.

Am 06.05.1815 wurde die Ehe zwischen Hinrich Fink, Sohn des Baumanns in Geestenseth, Otto Fink, und der Sophie Eleonore Götjen, Tochter des Baumanns in Heyerhöfen, Dierk Götjen und der Anne Mette Butt, in der Kirche zu Beverstedt geschlossen. Die Braut war zu diesem Zeitpunkt knapp 16 Jahre alt. Kinder gingen aus dieser Verbindung nicht hervor. Man kann nur darüber spekulieren, warum Sophie Eleonore Götjen in diesem jugendlichen Alter geheiratet hat. Ist sie von Ihren Eltern gedrängt worden? Ging es darum, dass Dierk Götjen aus Altersgründen seinen Hof übergeben wollte? Männliche Erben hatte das Ehepaar Götjen nicht. Drei weitere wesentlich ältere Töchter waren bereits verheiratet. Jedenfalls wurde am 2. April 1814 in Heyerhöfen ein Ehe- Übergabe- Altenteil- und Abfindungsvertrag geschlossen, wonach Hinrich Fink und seine zukünftige Frau den Vollhof in Heyerhöfen übernehmen sollten.

¹ Staatsarchiv Stade – Rep. 72/172 Geestemünde

Nr. 6216 – 17.02.1820 Vergleich zw. Hinr. Fink u. seiner geschiedenen Frau Sophia Eleonore Fink, geb. Götjen, zu Beverstedt über die Auszahlung des Brautschatzes.

1. Seite des Scheidungsprotokolls Hinrich Fink und Sophie Eleonore Götjen

Datum Revorollt den 17. April 1820.
 Vorhanden Hinrich Fink ge.
 Heinrichen und Sophie Eleonore
 Otto Fink ad. Verlobt, in
 Gegenwart des geistlichen Off.
 Johann Sophie Eleonore
 Fink gelebten Götjen und
 Fabian Thom Jore in
 Revorollt und Krüge
 vor:
 Nachdem damit vorgelegten
 schriftlichen der künftigen
 Verlobten von 18. April
 d. J. waren die Off. geistlichen
 standesamtlichen und der Off.
 haben getraut und
 dem Johann Hinrich
 Fink ad. Verlobt in der
 Gegenwart Sophie Eleonore
 Fink, deren Bräut,
 nach gebräut ge. ge.
 Johann Finken die ge.
 dieses Festes ist bei,
 6216

Ein eindeutiger Hinweis darauf, dass die Ehe Fink-Götjen nur noch auf dem Papier bestand, war folgender Taufeintrag im Beverstedter Kirchenbuch vom 31. März 1819:

Sophie Lenore Fink, des Baum. Hinrich F. zu Heyerhöfen Ehefrau, eine unehel. Tochter, geb. d. 27. Abends 11 Uhr, zu der sie als Vater angibt Wilhelm Waltmann, Ulanen vom 1. Rgmt., 4. Schwadron, 8. Komp. – gen. Cathrin Marie.

Ein überraschender Eintrag und, wie es scheint, ein deutlicher Hinweis auf den Grund für das Scheitern der Ehe.

Aber so einfach war es wohl nicht, denn zwei Wochen vor der Aufnahme des Scheidungsaktes, am 3. Februar 1820, wurde in Beverstedt, ebenfalls vom Amtmann Wyneken, ein Protokoll aufgenommen, worin es heißt: „Erschien des Hinrich Fink zu Heyerhöfen Ehefrau mit einem gewissen Cors aus Stade und versicherte, dass solcher etwas zu ihrem Besten auszusagen wisse, in Betreff als von ihrem Ehemann mit Catharina Reinhard gezeugten Kind und sie bitte, dass man dessen Aussage zu Protocoll nehmen möge“². Jacob Cors berichtet sinngemäß, dass Hinrich Finks Vater die Catharina Reinhard mit Geld zum Schweigen gebracht habe.

Möglicherweise ist der unter dem Datum vom 2. April 1818 in der Beverstedter Kirche getaufte unehelich geborene Johann Hinrich Reinhard, Sohn der Cathrin Reinhard, Tochter des Schäfers Mathias Reinhard in Wollingst, das Kind, um das es in der Aussage von Jacob Cors geht. Und interessanterweise gibt es in dem Vergleich vom 17. Februar 1820 einen Bezug zu einem am 16.03.1818 aufgenommenen Protocoll, in dem Hinrich Fink seiner Frau die Rückzahlung ihres Brautschatzes zugesichert hat. Hatte die junge Ehefrau schon damals Kenntnis von der Beziehung ihres Mannes zu Catharina Reinhard?

Noch bevor Wilhelm Waldmann und Sophie Eleonore Götjen heirateten, bekamen sie ein zweites Kind, mit dem Namen Diedrich, * 21.03.1821.

Erst am 5. Januar 1822 heirateten sie. Der Eintrag im Beverstedter Kirchenbuch, nachfolgend zitiert, wobei einige der im Originaltext abgekürzten Wörter hier wegen der besseren Verständlichkeit ausgeschrieben sind:

Wilhelm Waldmann, weiland Bartolomäus W. in Niedergandern Sohn, u. Sophie Eleonore Götjen, des Altentheilers zu Heyerhöfen Diedrich G. Tochter, im Hause getraut. – NB. Beide hatten schon vor der aufgelöseten Ehe mit Hinrich Finck

² Staatsarchiv Stade – Rep. 72/172 Geestemünde

Nr. 6218 – 03.02.1820 Aussage des Schiffszimmermanns Jacob Cors zu Stade über die erfahrenen Verhältnisse des Hinrich Fink zu Heyerhöfen und dessen unehelich erzeugten Sohnes mit der Catharina Reinhard zu Stade.

Baumann in Heyerhöfen 2 Kinder miteinander erzeugt. Nur durch die specielle Entscheidung des Königl. Cabinetts Minister. in Hannover wurde das Urtheil des Consist. z. Stade, dass sie nicht wieder heirathen solle, aufgehoben.

Mit diesem Eintrag wird deutlich, welcher Kampf dieser Eheschließung vorausgegangen sein muss. Es scheint aber, dass die Familie von Sophie Eleonore Götjen dem Paar zur Seite stand. Der in dem Scheidungsprotokoll vom 17. Febr. 1820 genannte Fabian Thom fore (= Thomföhrde), war ein Schwager der jungen Frau, der auch Taufpate der ersten beiden Kinder war.

Am 13. September 1821 kaufte Wilhelm Waldmann in Gemeinschaft mit Sophie Eleonore Götjen, seiner späteren Ehefrau "die in Concours gerathene des Hinrich Wittschen zu Donnern Stelle". Das geht aus einem am 11.02.1824 in Beverstedt aufgenommenen Act hervor, mit dem Titel "Kaufschuld der Eheleute Wilhelm Waldmann u. Sophie, geb. Götje, wegen Kauf einer Stelle aus dem Konkurs des Hinrich Wittschen, alle zu Donnern"³. Von da an also wohnte das junge Ehepaar in Donnern, nur wenige Kilometer von Heyerhöfen entfernt.

Am 22.02.1824 wird dem Ehepaar – jetzt in Donnern wohnend - ein weiteres Kind geboren, das auf den Namen Johann Wilhelm getauft wurde. Schließlich wird am 26.12.1827 noch eine Tochter mit dem Namen Anna Mette geboren. Hier ist der Name des Vaters mit Henrich Wilhelm angegeben, was noch von Bedeutung sein wird.

Wo und wann Sophie Eleonore Fink, geb. Götjen, ihren späteren Mann Wilhelm Waldmann kennengelernt hat, der ja ein hannoverscher Soldat war, wie der Taufeintrag des ersten Kindes zeigt, ist nicht geklärt. Der frühere Ortsheimatpfleger von Beverstedt, Hans Mindermann, der sich vor vielen Jahren schon mit dieser Scheidungsgeschichte befasst hat, schreibt in einem Aufsatz dazu, dass Wilhelm Waldmann mit seiner Kompanie zum Ernteeinsatz in Beverstedt war, allerdings ohne Quellenangabe. Aber eine Möglichkeit wäre es.

Über das weitere Schicksal dieser Familie ließe sich noch manches berichten, aber das ist eine andere Geschichte. Hier soll es nur noch um die schwierige Suche nach der Identität des Wilhelm Waldmann gehen. Alles schien zunächst ganz einfach. Sein Herkunftsort und der Name seines Vaters waren bei der Heirat, die Regimentsnummer im Taufeintrag der ersten Tochter genannt. Durch den beim Staatsarchiv Hannover angeforderten Stammrollenauszug "des 1. oder Bremenschen Ulanenregiments"⁴ wurde das bisher Bekannte bestätigt und ergänzt. Es heißt darin

³ Staatsarchiv Stade – Rep. 72/172 Geestemünde

Nr. 4247 – 11.02.1824 Kaufschuld der Eheleute Wilhelm Waldmann u. Sophie, geb. Götje wegen Kauf einer Stelle aus dem Konkurs des Hinrich Wittschen, alle zu Donnern.

⁴ Staatsarchiv Hannover – Signatur: Hann. 48al Nr. 913, Laufzeit 1816 – 1831

u. a.: "beeidigt am 4. Juli 1814 auf 7 Jahre; Waldmann, Georg Wilhelm; Geburtsort: Niedergandern, Amt Friedland, Provinz Calenberg, Land Hannover; Geburtsjahr 1793, Einländer; Religion lutherisch; Profession Schneider". Das errechnete Geburtsdatum aufgrund der Altersangabe bei seinem Tod am 10.01.1872 ist der 13.09.1792.

Dennoch war in den Kirchenbüchern der in Frage kommenden evangelischen Gemeinden nichts zu finden, nicht mal die Familie des Bartholomäus Waldmann. Warum das so war, klärte sich bei einem Besuch im Staatsarchiv Stade auf. Bei Einsicht in die Akten der Volkszählung von 1852 findet man in der "Urliste Gemeinde Donnern" vom 3. Dez. 1852 folgenden Eintrag⁵ "Wilhelm Waldmann, Gemeindehaus-Bewohner, 61 Jahre, verheiratet, Katholik". Auf die Tatsache, dass Wilhelm Waldmann katholisch war, gibt es in den Kirchenbüchern von Beverstedt keinen Hinweis, weder bei der Heirat, nicht bei den Taufen der Kinder und auch nicht in seinem Sterbeeintrag.

Bei der bis dahin vergeblichen Suche nach einem Taufeintrag gab es auch einen Kontakt zum damaligen Ortsheimatpfleger von Niedergandern, das südlich von Göttingen an der Grenze zu Thüringen liegt. Er berichtete, dass es in Niedergandern durchaus eine Familie Waldmann gegeben hatte, die aus Kirchgandern, das auf der anderen Seite der Grenze in Thüringen liegt, stammte. Es war aber nicht die gesuchte Familie von Bartholomäus Waldmann, aber möglicherweise mit dieser verwandt. In Thüringen und damit auch in Kirchgandern waren und sind die Bewohner vorwiegend katholisch. Musste man also Georg Wilhelm Waldmann in den Kirchenbüchern der katholischen Kirche von Kirchgandern suchen? Recherchen ergaben, dass die Kirchenbücher von Kirchgandern im Gemeindebüro der Kirche Arenshausen liegen. Es stellte sich heraus, dass es ein Ortsfamilienbuch für Kirchgandern gibt, das ebenfalls in Arenshausen eingesehen werden kann. Und damit war es nun wirklich einfach.

In dem Ortsfamilienbuch wird die Familie des Schneiders Bartholomäus Waldmann und seiner Ehefrau Maria Susanna, geb. Sippel, dargestellt. Deren ältester Sohn Henrich Wilhelm ist am 6. Sept. 1792 in Kirchgandern getauft worden. Hier war auch erkennbar, dass es für diesen in Kirchgandern keine weiteren Eintragungen gab, er dort also nicht geheiratet hat und dort auch nicht gestorben ist. Es spricht also vieles dafür, dass es sich um den Gesuchten handelt, obwohl das Taufdatum nicht ganz passt. Aus dem Ofb Kirchgandern geht allerdings auch hervor, dass Bartholomäus Waldmann erst 1836 gestorben ist und nicht schon vor 1822, wie bei der Heirat des Sohnes angegeben. Dass er Schneider war, spricht wiederum für die Annahme, dass es sich um die "richtige" Familie handelt.

Stammrollenverzeichnis des 1. oder Bremenschen Husarenregiments

⁵ Staatsarchiv Stade – Rep 74 Lehe 146 Einwohner/Wohngebäude v. 3. Dez. 1852

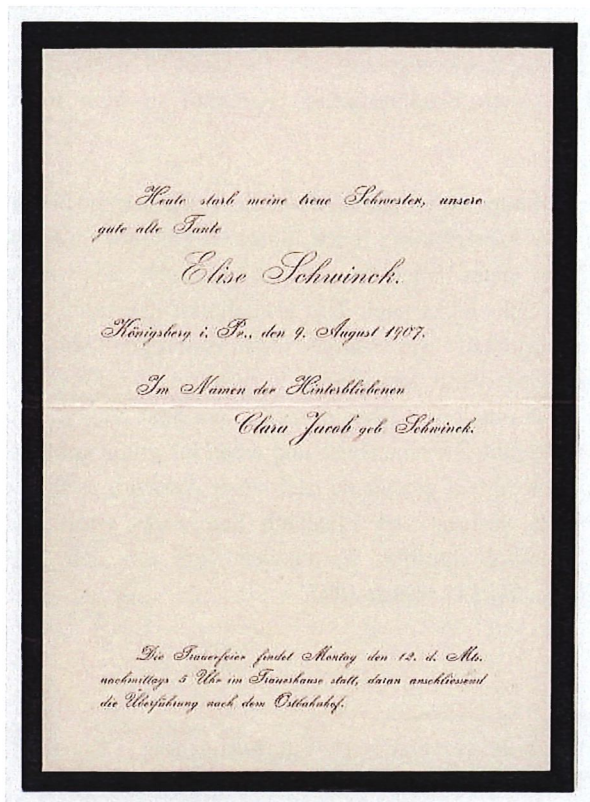
Wenn man also davon ausgehen will, dass es sich bei dem am 6. Sept. 1792 getauften Henrich Wilhelm um den Gesuchten handelt, dann sind mehrere Angaben in der Stammrolle falsch: Der Herkunftsort, der Vorname, die Religion, und die Bezeichnung als "Einländer". Sind diese falschen Angaben ganz bewusst von Wilhelm Waldmann gemacht worden, um als hannoverscher Soldat aufgenommen zu werden? Und hat er in Beverstedt zunächst verschwiegen, dass er katholisch war? Hat er vielleicht deshalb angegeben, dass seine Eltern bereits verstorben waren, um jeglichen Kontakt mit seiner Familie und dem Heimatort zu vermeiden? Es gibt noch viele Fragen, wobei die meisten wohl offen bleiben müssen.

Eine Traueranzeige

Eine elementare persönliche Entscheidung: Feuerbestattung Anfang des 20. Jahrhunderts

Eva-Maria Wagner-Kienzler

„Heute starb meine treue Schwester, unsere gute alte Tante Elise Schwinck. Königsberg i. Pr., den 9. August 1907. Im Namen der Hinterbliebenen Clara Jacob geb. Schwinck. Die Trauerfeier findet Montag den 12. d. Mts. nachmittags 5 Uhr im Trauerhause statt, danach anschliessend die Überführung nach dem Ostbahnhof.“



¹ Elisabeth Clara Margarete Schwinck, * 20. Oktober 1828 in Königsberg i. Pr., † 09. August 1907 in Königsberg i. Pr. Alle Daten und Informationen zur Familie stammen von Gerhard Clemens Arthur Sperber, Land- u. Amtsgerichtsrat, * 06. August 1884 in Osterode/Ostpr., † 12. Oktober 1926 in Kassel. Elise Schwinck ist seine Großtante

Über die am 9. August 1907 gestorbene Elisabeth Clara Margarete Schwinck ist uns nicht viel bekannt. Wir wissen, dass sie am 20. Oktober in Königsberg in Preußen geboren wurde. Sie ist die Tochter des in Ortelsburg/Ostpr. verstorbenen Bauinspektors George Schwinck² und dessen Ehefrau Louise v. Dieskau³ in Königsberg i. Pr. verstorben.

Elisabeth Schwinck lebt bereits 1875, vielleicht auch schon früher, bis zu ihrem Tode als Stiftsdame im St. Georgshospital in Königsberg, einem Familienstift, welches ihr Ururgroßvater Zacharias Straube 1772 gegründet hat⁴. Sie bleibt unverheiratet und stirbt 1907 in Königsberg.

Ihre einzige Schwester ist Clara Maria Margarete Schwinck.⁵ Mit ihrer Schwester verbindet sie zeitlebens ein enges Verhältnis, was neben der Todesanzeige und auch diversen Briefwechseln zu entnehmen ist. Clara Schwinck wurde ebenfalls in Königsberg geboren, heiratet 1846 den Justizrat, Rechtsanwalt und Notar Jacob Robert Jacob,⁶ gebürtig aus Königsberg i. Pr. Sie stirbt 1910 in Königsberg und wird begraben auf dem Alten Kneiphöfischen Kirchhof in dem Erbbegräbnis ihres Mannes.

Obwohl an sich nicht ungewöhnlich, verweist die Todesanzeige auf ein interessantes Detail, nämlich die Überführung nach dem Ostbahnhof anschließend an die Trauerfeier. Auf den ersten Blick ist nicht zu erkennen, aus welchem Grund der Leichnam Elisabeth Schwincks nach dem Ostbahnhof überführt werden soll. Liegt am Ostbahnhof ein Friedhof? Bei unseren Nachforschungen können wir dort keinen finden. Was also wird damit ausgesagt? Verwandte und Freunde, welche diese Anzeige im Jahr 1907 erhalten, wissen es sicher, wir aber erst einmal nicht. Geht es ab Ostbahnhof womöglich auf eine Reise und wenn ja, wohin geht diese letzte Reise der „guten alten Tante“? Auf der Suche nach einer Antwort, stoßen wir zufällig auf untenstehende Notiz, verfasst von Elisabeth Schwincks Großneffen, Land- und Amtsgerichtsrat Gerhard Sperber. Es handelt sich um den *„Spruch bei der Trauerfeier im Hause am 12. August 1907“*.

² George Schwinck, * 28. November 1801 in Königsberg i. Pr., † 19. April 1851 in Ortelsburg/Ostpr.

³ Louise von Dieskau, * 14. April 1804 in Quedlinburg, † 02. Dezember 1888 in Königsberg i. Pr.

⁴ Abschrift (durch Gerhard Sperber) des Kontraktes vom 20. März 1772 betreffend die Gründung des Straubeschen Familienstiftes im St. Georgshospital zu Königsberg i. Pr.

⁵ Clara Maria Margarete Schwinck, * 25. Dezember 1829 in Königsberg i. Pr., † 25. Juni 1910 in Königsberg i. Pr.

⁶ Jacob Robert Jacob, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, * 20. Mai 1817 in Königsberg i. Pr., † 15. Dezember 1871 in Königsberg i. Pr.

„Seid getrost, ich habe die Welt überwunden,“, Ev. Joh. 16, v. 33. Auf ihren Wunsch wurde Elisabeth Schwinck feuerbestattet im Krematorium zu Gotha am 14. August 1907, nachmittags 3 ½ Uhr. Ihre Asche ruht im Erbbegräbnis ihres Schwagers, des Justizrats Robert Jacob, auf dem Alten Kneiphöfischen Kirchhof in Königsberg i. Pr.

14) Gest. bei der Trauerfeier im Gotha am 14. August 1907: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, Ev. Joh. 16, v. 33. Auf ihren Wunsch wurde Elisabeth Schwinck feuerbestattet im Krematorium zu Gotha am 14. August 1907, nachmittags 3 ½ Uhr. Ihre Asche ruht im Erbbegräbnis ihres Schwagers, des Justizrats Robert Jacob, auf dem Alten Kneiphöfischen Kirchhof in Königsberg i. Pr.

Feuerbestattet im Krematorium zu Gotha. Deswegen die Überführung nach dem Ostbahnhof. Mit einer solchen Aussage kann man sich als Familienforscher näher befassen, obgleich Feuerbestattung für uns heute nicht außergewöhnlich klingt. Erdbestattung, Feuerbestattung, Seebestattung, anonyme Bestattung. Man kann für sich heute unter vielem, je nach eigenem Bedürfnis, auswählen. Feuerbestattung ist eine gängige Form im Bestattungswesen. Vielleicht ist sie schon dabei, die Erdbestattung zu verdrängen. Doch im Jahre 1907 rüttelt man mit dem Wunsch nach Feuerbestattung an den Grundfesten der damaligen Bestattungskultur. Die ‚gute alte Tante‘ also geht nicht konform mit dem, was sozusagen üblich ist zu ihrer Zeit.

Um zu verstehen, warum die Familie eine zur damaligen Zeit lange und recht beschwerliche Reise in Kauf nimmt, um dem Wunsch Elisabeth Schwincks, sich feuerbestatten zu lassen nachzukommen, muss man sich etwas eingehender mit der Bestattungsgeschichte beschäftigen.

Kontroversen um die Feuerbestattung

Um die Feuerbestattung wurde zur Zeit der vorletzten Jahrhundertwende zwischen Befürwortern und Gegnern sehr kontrovers gestritten. Auch wenn zu Elisabeth Schwincks Zeit der Wunsch, feuerbestattet zu werden, immer häufiger geäußert wurde, so galt die Erdbestattung weiterhin als die einzig angemessene Form für einen Christen, da sich diese an der Grablegung Jesu Christi und dem Glauben an dessen leibliche Auferstehung ausrichtete.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass die Erdbestattung in Deutschland obligatorisch war, nachdem Karl der Große im Jahre 785 in Sachsen die Feuerbestattung unter Todesstrafe gestellt hatte. Mit diesem Verbot überließ er

gleichzeitig das gesamte Beerdigungswesen dem Klerus, in dessen Verantwortung es bis in das vorvorherige Jahrhundert blieb.

Es wird vermutet, dass die Maßnahme Karls des Großen eine Reaktion auf die damalige Christenverfolgung war, da viele Anhänger des römischen Christentums nach ihrem Tode als Verhöhnung der christlichen Lehre der Unsterblichkeit der Seele verbrannt wurden. Mit der Erdbestattung wurde somit nicht nur ein äußeres Kennzeichen gegen das Heidentum geschaffen, sondern auch die Hoffnung gehegt, das heidnische Gedankengut, welches vielfach auch an Feuerbestattung geknüpft war, zu verbannen. Dies hatte zur Folge, dass im Christentum die Feuerbestattung jahrhundertlang abgelehnt wurde.⁷

Interessanterweise blieb trotz des Verbotes der Gedanke an die Feuerbestattung immer, wenn auch unterschwellig, erhalten. Zum Beispiel, wurde seit dem 16. Jahrhundert vielfach für die „Bestattungsart der Alten“⁸ eingetreten, auch von kirchlicher Seite und unter päpstlicher Billigung. 1656 erschien die Schrift des M. Naldi, in welcher dieser für die Christlichkeit der Feuerbestattung eintrat. Eine ganze Zahl anderer folgte sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, Italien und in der Schweiz:

- 1800 wurde in Paris die Feuerbestattung durch den Präfekten von Paris gestattet.
- 1849 veröffentlichte Jacob Grimm seine an der Berliner Akademie gehaltenen Vorträge über die Vorzüge der Feuerbestattung, andere schlossen sich an.
- 1855 wurde an das preußische Abgeordnetenhaus die erste Petition zur Einführung der Feuerbestattung gerichtet,
- 1869 und 1871 empfahlen die internationalen Kongresse in Florenz und Rom die hygienischen Vorteile der Feuerbestattung. Schwierigkeiten bereitete dann aber die Ausführung.
- 1873 erbaute Friedrich Siemens den ersten Regenerativofen und damit wurden Feuerbestattungsanlagen in einwandfreier Form möglich.
- 1878 wurde schließlich das erste deutsche Krematorium in Gotha eröffnet, dem sich in verhältnismäßig rascher Folge weitere anschlossen.⁹

⁷ Handbuch der Feuerbestattung (...): E. Beutinger, Leipzig Carl Scholtze Verlag 1911, S. 47ff

⁸ Hier ist die Zeit vor der Verordnung Karls des Großen gemeint. Damals war vielfach Feuerbestattung üblich.

⁹ Handbuch der Feuerbestattung ebd. S. 57

Die Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern aus den christlichen Verbänden blieben jedoch bestehen. Zum Beispiel: *„Die Kongregation für die Glaubenslehre unter Papst Leo XIII. untersagte am 15. Dezember 1886 Katholiken die Feuerbestattung sowie die Zugehörigkeit zu Feuerbestattungsvereinen und nannte die Feuerbestattung eine „barbarische Sitte“. Das Dekret legte fest, dass für Katholiken, die letztwillig ihre Verbrennung verfügt hatten, keine kirchliche Begräbnisfeier gehalten und sie nicht auf dem Kirchhof bestattet werden konnten. Mit dem Codex Iuris Canonici von 1917 wurde dies ins Kirchenrecht aufgenommen. Heute empfiehlt die Kirche die Erdbestattung, verbietet Katholiken jedoch die Feuerbestattung nicht, sofern damit nicht die ausdrückliche Leugnung des Glaubens zum Ausdruck gebracht werden soll.“*

Aber auch die Evangelische Kirche stand gegen Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts der Feuerbestattung zunächst überwiegend ablehnend gegenüber und lockerte ihre Haltung erst Jahre später. Es setzte sich zunächst eine tolerierende (wenn auch nicht fördernde) Haltung durch.¹⁰

Die Befürworter einer Feuerbestattung, darunter viele hochrangige Mediziner stellten vor allem den Hygieneaspekt der Feuerbestattung heraus. Johann Peter Trusen, Oberstabsarzt gibt 1855 ein Buch heraus „Die Leichenverbrennung, die geeignetste Art der Totenbestattung.“ Auch Rudolf Virchow, ein Vertreter einer streng naturwissenschaftlich und sozial orientierten Medizin, sprach um 1875 vor dem Abgeordnetenhaus in Berlin zu Gunsten der Feuerbestattung. „Vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege wäre doch nichts erwünschter, als wenn unsere Sitte im ganzen sich dahin richten wollte, daß die Verbrennung Regel würde, denn daß die zunehmende Anhäufung von Verwesungsstätten, welche die großen Städte wie einen Kranz umgeben, welche das Erdreich mit unreinen Stoffen erfüllen, welche weit und breit und die Gewässer verunreinigen, daß das kein Zustand ist, der sich mit der öffentlichen Gesundheit verträgt, liegt auf der Hand.“¹¹

Ebenso aus ökonomischer Sicht zogen die Befürworter eine Feuerbestattung der Erdbestattung vor. So hoffte man, die Flächen, welche für die Friedhöfe zur Verfügung gestellt werden mussten, durch die Feuerbestattung und die damit verbundenen kleineren Urnengräber oder Kolumbarien einschränken zu können. Auch auf die sinkenden Beerdigungskosten wurde hingewiesen, „vorausgesetzt es werden genügend Krematorien gebaut, damit die weiten und kostspieligen Bahntransporte entfallen“.¹²

¹⁰ <http://de.wikipedia.org/wiki/Feuerbestattung> 08.04.2013

¹¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Berliner_Bestattungswesen

¹² Handbuch der Feuerbestattung ebd. S. 58 ff

Die größten Auseinandersetzungen fanden jedoch im religiösen Bereich statt,¹³ wo man von kirchlicher Seite einen Verstoß gegen geheiligte Bräuche und die Missachtung der Volksseele sah. Dem Argument der Auferstehung wurde entgegengehalten „*auch gegen den Auferstehungsgedanken verstößt die Feuerbestattung keineswegs, da es sich hier nach den Ansichten der Kirchenlehrer wohl nur um eine geistige Auferstehung nicht aber eine leibliche handeln kann,*“

Die Anhänger der Feuerbestattung organisierten sich in Deutschland ab den 1870er Jahren in Vereinen. Es waren vor allem Vertreter des aufgeklärt-gebildeten protestantischen Bürgertums *Im späten 19. Jahrhundert konnte man jedenfalls von einer regelrechten Feuerbestattungsbewegung sprechen. In der ersten Ausgabe der "Flamme", einer seit 1884 erscheinenden "Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande", hieß es: "Die Freunde der Feuerbestattung wollen Niemanden in den Flammenofen nöthigen, aber wenn der Gedanke an die feuchte, kalte Erde und den langsamen Moder uns unerträglich und widerlich erscheinen, so fordern wir in der fakultativen Leichenverbrennung auch für u n s [i. Orig. hervorgehoben] die Freiheit, und da man uns nie beweisen kann, dass unser Gefühl unmenschlich, die von uns erstrebte Form der Bestattung gemeinschädlich, unser Streben ungesetzlich ist, so stehen wir auf einem unerschütterlichen Rechtsboden.*"¹⁴

Feuerbestattung als persönlicher Wunsch

Wir können davon ausgehen, dass sich Elise Schwinck sehr gründlich mit Tod, Auferstehung und ihrer eigenen Beerdigung auseinandergesetzt hat. Eine Feuerbestattung muss man in jenen Jahren selbst wollen und planen, da die Familienangehörigen einen Nachweis in Form einer letztwilligen Verfügung erbringen müssen, welche beweist, dass die verstorbene Person die Feuerbestattung angeordnet hat. War eine solche Verfügung nicht vorhanden, konnte auch der Nachweis, dass der Verstorbene die Feuerbestattung angeordnet hat, durch eine letztwillige Verfügung oder durch eine sonstige unverdächtige, schriftliche Erklärung desselben oder durch das von einer öffentlichen Behörde beglaubigte Zeugnis zweier glaubwürdiger Personen erbracht werden.¹⁵

Tod und Trauer sind daher sicher kein Tabuthema für einen Menschen wie sie, aber auch nicht für ihre Verwandten, zu welchen sie ein enges Verhältnis hat.

¹³ ebd. S. 62ff

¹⁴ http://www.n-fischer.de/feuer_3.html

¹⁵ Handbuch der Feuerbestattung ebd. S. 68 ff.

Andererseits erlebt eine Familie zu dieser Zeit Krankheit und Sterben selbstverständlicher als heute. Die Kranken werden zumeist noch in der Familie gepflegt und die Toten im Hause aufgebahrt. Die Trauerfeier findet im Hause statt.

Ein Brief ihrer Nichte, kurz vor Elise Schwincks Tod geschrieben, belegt, dass die Familie an ihrer Krankheit und an ihrem Sterben Anteil genommen hat: „...Mit der armen Tante Lise geht es rasch abwärts, so daß wir eigentlich täglich ihr Ende erleben können. Sie hat Magenkrebs und ist zum Skelett abgemagert, genießt fast nichts mehr und liegt größtenteils im Halbschlaf. Seit 8 Tagen ist Charlotte bei ihr und ich gehe 2 Mal täglich hin. Victor ist auch oft dort, und dann ist sie ein wenig belebter, spricht mit uns, bis die Schmerzen sie wieder überwältigen. Sie schickt Dir, ebenso wie Großmutter die üblichen 5Mk und beide lassen Dich herzlich grüßen.“¹⁶

Aber noch immer bleibt unverständlich, warum sich Elisabeth Schwinck für die Feuerbestattung entschloss und warum diese in Gotha und nicht direkt in Königsberg vollzogen werden sollte.

Feuerbestattet im Krematorium zu Gotha 1.003 km von Königsberg entfernt.

Eine Fahrt mit dem Zug von Königsberg nach Gotha dauert heute 19 Stunden mit Umsteigen in Berlin, Leipzig und Erfurt.

Der Grund für die Ortswahl ist recht einfach zu erklären. Im Jahre 1907 gibt es kein Krematorium in Preußen. Das erste Krematorium wird 1878 in Gotha in Thüringen errichtet. 1891 folgt das zweite in Heidelberg und ein Jahr später kommt ein drittes in Hamburg hinzu. Obwohl es 1907 bereits 13 Krematorien in Deutschland gibt, wird die Feuerbestattung in Preußen erst im Jahr 1911 erlaubt. 1907 erfolgt zwar der Bau des ersten preußischen Krematoriums in Hagen/Preußen, welches aber erst 1912 erstmals benutzt werden darf.

„Der 1892 in Hagen gegründete „Verein für Feuerbestattung“ stellte 1903, vertreten durch den 1. Vorsitzenden, den Sanitätsrat Dr. Eduard Müller, an die Ordnungsbehörde einen Bauantrag für ein Krematorium. Die Genehmigung wurde erteilt, jedoch mit dem Zusatz, dass Einäscherungen in Preußen nicht zugelassen seien. Die Inbetriebnahme des 1907 errichteten Krematoriums wurde durch die preußische Regierung untersagt. Der „Verein für Feuerbestattung“ führte einen jahrelangen Rechtsstreit mit den Behörden. Erst die gesetzliche Regelung der Feuerbestattung in Preußen 1911, welche unter anderem besagte, dass nur Kommunen bzw. Kommunenverbände oder andere Körperschaften des öffentlichen

¹⁶ 04. August 1907, aus einem Brief ihrer Nichte Anna Sperber geb. Jacob, an deren Sohn Gerhard Sperber

Rechtes Krematorien betreiben dürfen, machte schließlich den Weg frei. Der „Gesetzentwurf betreffend „Feuerbestattung“ wurde mit der knappen Mehrheit von zwei Stimmen im Abgeordnetenhaus und nur einer Stimme im Herrenhaus verabschiedet und zum 14. September 1911 veröffentlicht. Damit war Preußen der letzte deutsche Staat, der die Feuerbestattung einführt und am 16. September 1912 erfolgte die erste Verbrennung in Hagen“¹⁷

Obwohl in Preußen die Feuerbestattung erst sehr spät zugelassen wurde, ist es dort aber interessanterweise schon seit 1891 möglich, die Urnen mit der Asche von Toten zu bestatten, die außerhalb der Grenzen verbrannt wurden. Beachtenswert sind diesbezüglich auch die Gesetze und Verordnungen, welche es zu befolgen gilt. In Betracht kommt hier das unten stehende Gesetz zur Beförderung von Leichen (Abschnitt VI der Eisenbahn-Verkehrsordnung) unterteilt in vier Paragraphen.

....Leichentransport, die Überführung von Leichen nach andern Orten. Nach der deutschen Eisenbahnverkehrsordnung vom 26. Okt. 1899, abgeändert 18. Juni 1902, erfolgt der Transport unter Beibringung eines von der Ortspolizei oder vom Landrat ausgestellten Leichenpasses, durch den bescheinigt wird, daß dem Transport der Leiche hygienische Bedenken nicht entgegenstehen. Die Leiche muß in einen Metallsarg eingeschlossen und dieser unverrückbar mit einer hölzernen Umhüllung umgeben sein. Die Beförderung erfolgt mit Personen- (nicht Schnell-)zügen. Die Leiche muß von einer Person begleitet sein, die eine Fahrkarte zu lösen und denselben Zug zu benutzen hat, mit dem die Leiche befördert wird. Einer Begleitung bedarf es nicht, wenn als Bestimmungsort eine Eisenbahnstation bezeichnet ist, und der Absender bei der Aufgabestation das Versprechen des Empfängers hinterlegt, daß dieser die Sendung sofort nach Empfang der bahnseitigen Benachrichtigung von ihrem Eintreffen abholen lassen werde. Bei Sendungen an Leichenverbrennungsanstalten und an Beerdigungsinstitute genügt es, wenn diese eine derartige Verpflichtung gegenüber der Eisenbahn in allgemeiner Form übernommen haben. Für Leichen von Personen, die an ansteckenden Krankheiten gestorben sind, können nach dem Gesetz vom 30. Juni 1900 besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Bei gewissen ansteckenden Krankheiten dürfen die Leichen in Deutschland erst ein Jahr, in Österreich 2 Jahre nach dem Tode versendet werden. Die deutschen Staaten haben untereinander und das Reich mit der Schweiz und Österreich-Ungarn gegenseitige Anerkennung der Leichenpässe vereinbart.¹⁸

¹⁷ 2010 Frau Elisabeth May. Die Geschichte des Eduard-Müller-Krematoriums in Hagen-Delstern.

<http://www.wbh-hagen.de/index.php/krematorium>

http://www.n-fischer.de/feuer_krematorium.html

¹⁸ 5dic.de/Meyers_Groes_Konversations_Lexikon/Leichtentuberkel.78905/

Das Tarifkilometergeld betrug bei Beförderung mit Eil- und Schnellzügen 0,60 Mark¹⁹

Elise Schwinck hat also für ihren Wunsch, sich feuerbestatten zu lassen, einen ganz legalen, wenn auch aufwendigen und sicher kostspieligen Weg gefunden. Ob sie allerdings ihren Leichentransport nach Gotha zu Lebzeiten selber organisiert hat? Wohl eher nicht. Wahrscheinlich ist, dass Verwandte sie beraten haben. Wir gehen davon aus, dass der Amtsgerichtsrat Dr. Victor Hans Alfred Sperber²⁰, dessen Großtante sie ist und der sie bis zu ihrem Tod regelmäßig besucht hat, ihre Bestattung in die Wege geleitet hat. Er ist auch von ihr zum Testamentsvollstrecker ernannt worden.

Ein Grund, sich nicht in Königsberg feuerbestatten zu lassen, liegt also in den äußeren Umständen. Gotha aber dürfte für Elise Schwinck noch aus einem ganz persönlichen Grund von Interesse gewesen sein. Den Aufzeichnungen von Gerhard Sperber entnehmen wir weiter, dass sich ein naher Verwandter, Dr. med. Wilhelm London²¹ aus Halle/Saale in Gotha feuerbestatten lässt. Er stirbt im selben Jahr wie Elise Schwinck und wird im selben Monat wie sie, ebenfalls im Erbbegräbnis der Familie Jacob in Königsberg i. Pr., beigesetzt. Wörtlich heißt es in Gerhard Sperbers Aufzeichnungen: „Wilhelm London wurde auf seinen Wunsch in Gotha feuerbestattet. Seine Asche wurde im August 1907 im Erbbegräbnisse seines Schwiegervaters Ernst Nathan Jacob²² auf dem Alten Kneiphöfischen Friedhof in Königsberg beerdigt.“ Einige Jahre später läßt sich auch Londons Frau, Lina London, geborene Jacob,²³ (eine Schwester von Elise Schwincks Schwager) feuerbestatten. In den Aufzeichnungen heißt es: „.... auf ihren Wunsch in Berlin feuerbestattet und ihre Asche auf dem Alten Kneiphöfischen Kirchhof in Königsberg beerdigt.“

Aus den Aufzeichnungen geht somit deutlich hervor, daß Feuerbestattung ein Thema ist, welches in der Familie bereits seit längerem diskutiert wurde, und somit scheint die Entscheidung Elise Schwincks, sich in Gotha feuerbestatten zu lassen, recht naheliegend und erklärlich.

Was aber ihre ganz persönlichen Gründe für eine Feuerbestattung waren, wissen wir nicht, da hierzu keinerlei Aufzeichnungen vorhanden sind.

¹⁹ Handbuch der Feuerbestattung ebd. S. 250 ff

²⁰ Dr. Victor Hans Albrecht Sperber, Amtsgerichtsrat * 02. Februar 1880 in Osterode/Ostpr. † 22. Juli 1930 in Königsberg i. Pr.

²¹ Dr. med. Wilhelm London, * 25. August 1827 in Königsberg i. Pr.

† 23. Juli 1907 in Halle/Saale

²² Ernst Nathan Jacob, * 08. Mai 1777 in Königsberg i. Pr., † 09. Juni 1857 in Königsberg i. Pr.

²³ Lina London, geb. Jacob, * 03. März 1828 in Königsberg i. Pr., † 03. Juni 1916

Familienforschung sowie mündliche Geschichtsforschung sind unter anderem Methoden, welche nicht nur erlauben, persönliche Motive mit der großen Geschichtsschreibung in Zusammenhang zu stellen, sondern auch aufzuzeigen, wie historische und gesellschaftliche Hergänge sowie die Lebenseinstellungen von Verwandten und Freunden die Motive und Handlungsweisen einzelner Personen beeinflussen. Somit konnten wir, angeregt durch eine Todesanzeige und das Sichten von familiengeschichtlichen Aufzeichnungen und historischen Quellen, nicht nur etwas über damalige Kontroversen der Bestattungsgeschichte lernen, sondern auch über den gesellschaftlichen und sozialen Kontext, welcher Elisabeth Schwinck motivierte, sich für eine Bestattungsform zu entscheiden, die in weiten Kreisen der Bevölkerung damals noch auf große Ablehnung stieß.

Von Bremen nach Mexico-City

Martin G. Schultz

Auf Anregung einer „Maus“ bei der Jahresversammlung am 27. Februar 2013, die vorgeschlagen hat, einmal nach den Motiven der Mitglieder zu fragen, wie sie zur Genealogie gekommen sind, möchte ich gerne etwas dazu beisteuern.

Als ich die handgeschriebene „Ahnentafel“ meines Großvaters (* 31.07.1878 in Swinemünde) nach dessen Tod im Jahre 1965 das erste Mal zu sehen bekam, hatte ich als Schüler Schwierigkeiten, die Schrift zu lesen. Noch dazu eine Schrift mit schwungvollen Ober- und Unterzügen. Viele Jahre später, als 1988 mein Vater (* 10.12.1910 in Posen) starb, war die einzige Person, die sich mit dem charakteristischen „Schriftbild“ und der Herkunft der Familie väterlicherseits noch am besten auskannte, eine Tante. Deren Mutter stammte aus Ball (Pommern).

Dann berichtete mir eines Tages meine seit 1993 in Tampico, Mexico lebende Tochter, dass sie an ihrer Schule (Instituto Cultural de Tampico) „Genealogía“ zum Unterrichtsthema hätte. Dies war der Auslöser für den Beginn meiner familienübergreifenden Ahnenforschung...

Dank eines im WESER KURIER veröffentlichten Artikels über die „MAUS“ war ich neugierig geworden, wie man heutzutage Ahnenforschung betreiben kann. Deshalb trat ich dem Verein bei. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich noch nicht „ahnen“, was sich mir nach Anschaffung des ersten PCs mit Internetzugang an neuen Wegen der Datenbeschaffung für die „Ahnenforschung“ erschließen würde.

Der 1. Höhepunkt meiner Mitgliedschaft war ein Computer-Genealogie-Treffen im Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven. Dort bekam ich aus allen „Ecken“ sehr viele Hinweise, wie man in Datenbanken weltweit stöbern und fündig werden kann. So kam nach der Anfrage meiner Tochter, die nichts von ihren Vorfahren in Deutschland wusste, mein Eigeninteresse hinzu.

Da bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Vorfahren meiner Tochter mütterlicherseits aus Deutschland (damals Preußen) nach Mexico und in die Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert sind, wuchs allmählich bei der Verwandtschaft das Interesse an meinen Nachforschungen.

Nachdem im Jahre 1981 mein Sohn in Bremen geboren wurde, meldete ich dies beim Standesamt Mitte in der Hollerallee. Diese Gelegenheit nutzte ich damals, mich bei einem hilfsbereiten Standesbeamten nach den Geburtsregisterdaten der

Vorfahren meiner damaligen Ehefrau zu erkundigen. Ich wurde in den Kellerraum geführt, wo sich auf meterlangen Regalen große und schwere, in Leder gebundene Bücher befanden. Da ich als Anhaltspunkt zumindest die Jahreszahl 1860 parat hatte, führte mich der Standesbeamte direkt ans Ende der Regalwand. Ich legte den schweren „Wälzer“, der einer alten Martin-Luther-Bibel von den Abmessungen alle Ehre gemacht hätte, auf einem Tisch ab, schlug ihn vorsichtig in der Mitte auf und war auf Anhieb auf die Geburtseintragung von Ida Mathilde gestoßen, die ihr Vater, Detlef Heinrich Wilhelm Carstensen, im Jahre 1866 registrieren ließ. Ein derart ausführliches Geburtsregister hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nie gesehen.

Nach einigem hin und her Blättern fand ich schließlich noch Eintragungen von Ida Mathildes Brüdern, die 1860, 1863 und 1868 geboren wurden. Von den Geburtsregistrierungen durfte ich mir sogleich Fotokopien fertigen lassen, die ich außerdem – zum Beweis – beglaubigen lassen konnte.

1866. 217.

Nr. 1257. Den *gebürtigen* *Ida*.

Ein *Kind*, *Ida Mathilde*.

— ehelich geboren den *gebürtigen* *Ida*, *Marynn* *Steffe*.

Ort der Geburt *Wilhelmsburg* *St. 9*.

der Vater *Detlef Heinrich Wilhelm Carstensen*.

dessen Alter *38* Jahr

dessen Gewerbe und Wohnort *Kaufmann* *St. 9*.

die Mutter *Ida Johanne Elisabeth* *St. 9*.

deren Alter *39* Jahr

deren Gewerbe und Wohnort —

Geburtsshelfer *in* *Behring*.

Angezeigt durch *St. 9*. *D. Carstensen*.

Getauft den *28* *Oktober* durch Pastor *Schmelz* *Kapf*.

Geburtsregister-Eintrag Nr. 1257 von Ida Mathilde Carstensen¹

Vor allem meine mexikanischen Schwiegereltern waren damals hoch erfreut, endlich Geburtsorte und Geburtsdaten von den Geschwistern Carstensen zu bekommen, die bis dahin aus den verschiedensten Gründen nicht belegt werden konnten. Während der Zeit des 1. und später des 2. Weltkrieges waren Bekenntnisse

¹ Civilstandsamt Bremen vom 26. Mai 1866

zur deutschen Herkunft in Mexiko verpönt. Die Einwanderer konvertierten vom protestantischen zum katholischen Glauben und ihre Vornamen wurden hispanisiert.

Die Einwanderungsbehörden nahmen es wohl damals nicht so genau, in welcher Reihenfolge die meist dreiteiligen Vornamen registriert werden sollten. Auch die Familiennamen wurden nach spanischem Namensrecht neu zusammengesetzt.

Beispiel I:

Hat Irma einen Herrn Acosta zum Vater und eine Frau Lanz zur Mutter, setzt sich ihr Nachname folgendermaßen zusammen:

Lanz Acosta

Beispiel II:

Heiratet Irma einen Herrn Carstensen Landa, so setzt sich ihr Familienname folgendermaßen zusammen:

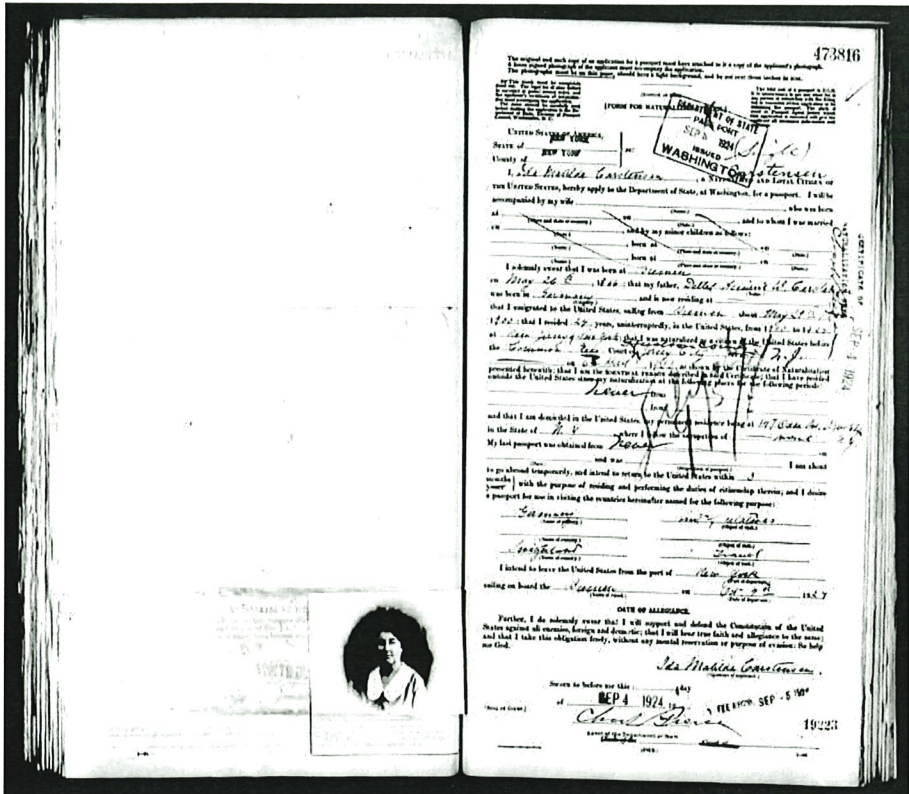
Lanz de Carstensen

Das macht gerade bei <ancestry.com> die Zuordnung nicht immer ganz leicht... Ein „Ahnenforscher“ und Professor an der Universität UNAM in Mexico-City lässt sich bei <genealogy.com> nicht davon abbringen, dass die hispanisierten Einwanderer Carstensen aus Deutschland einmal anders lautende Vornamen gehabt hätten...

Zum Zeitpunkt meiner „Entdeckung“ im Standesamt Mitte im Jahre 1981, wurde bereits der Grundstein für meine künftigen Ahnenforschungen gelegt. Zumindest war mir bereits bekannt, dass die Schwester von Christian, Detlef und Eduard als verschollen gegolten hat. Es wusste tatsächlich niemand der Nachfahren, dass Ida Mathilde Anfang 1900 alleine von Bremen nach Hudson, New York, USA ausgewandert ist... Sie war demnach die letzte der Carstensen-Geschwister, die Bremen verlassen hat, vermutlich nach dem Tod ihrer Eltern. Das habe ich erst nach einiger „Übung“ im Internet dank der Passagierlisten (Bremer Mäusen sei Dank!) und des 12. Census der USA in Hudson, NJ aus dem Jahr 1900² herausgefunden. Wo die Eltern von Ida Mathilde „abgeblieben“ sind, habe ich leider bis heute nicht herausfinden können.

Ihre Brüder dagegen waren vermutlich erst nach Absolvierung ihres „Militärdienstes“ gegen Ende des 19. Jahrhunderts ausgewandert. Von zwei Brüdern gibt es Passanträge, die in Bremen ausgestellt worden sind. (Bremer Mäusen sei Dank!)

² siehe Abbildung S. 5



Dieses „Oath of Allegiance“ genannte Ausreisedokument enthält außerdem ein Foto, das Ida Matilda Carstensen zeigt. Das älteste in der Familie Carstensen bekannt gewordene Passfoto...

Als mittlerweile „ergraute Maus“ nehme ich mir vor, dieser mutigen Frau zuliebe, eine „Graue Mappe“ anzulegen.

Da für mich im kommenden Jahr das Rentenzeitalter beginnt, werde ich hoffentlich mehr Zeit und Muße haben, weiterhin der Genealogie zu frönen und den „Mäusen“ endlich in einer der Arbeitsgruppen behilflich sein zu können.

Die Arbeit der „Mäuse“ in unserem Archiv

Dieter Memleb

„Ich komme aus Chile und bin nun seit 6 Jahren in Deutschland. Mein Urgroßvater wurde in Bremen geboren und ist 1872 nach Brasilien ausgewandert.“

Eine ganz normale Anfrage, wie sie im Archiv der *Maus* täglich eingeht. Doch diese schrieb Frau Victoria Dannemann in perfektem Deutsch. Sie schrieb weiter, dass sie als Journalistin bei der „Deutschen Welle Website“ gerne einen Artikel über die *Maus* schreiben würde. Natürlich in Spanisch.

Wer ist Frau Dannemann, geboren und aufgewachsen in Santiago de Chile, und werden wir die Wurzeln in Bremen finden?

Die Urgroßeltern waren Gerhard Dannemann, verheiratet in 2. Ehe mit Ottilie Johanna Elisabeth Rothe. Deren Sohn, Gerard Dannemann, ist 1851 in Bremen geboren und wanderte 1872 nach Bahia (heute Salvador) aus. Dort gründete er in St. Felix die Tabakfirma Dannemann & Co. 1878 heiratete Allelnia Navarro. Auf einer Geschäftsreise nach Deutschland starb er 1921 in Hamburg.

Das Ehepaar Dannemann/Navarro hatte 9 Kinder. Der jüngste Sohn, Fritz Reinhard Dannemann Navarro, geboren 1900 in Salvador, heiratete 1924 in Santiago de Chile Gaby Rothstein Muhm, die 1991 verstarb.

Jetzt kommen wir zu Maria Victoria Dannemann. Das Ehepaar Dannemann/Rothstein hat eine Tochter und einen Sohn. Der Sohn, Manuel Teodor Dannemann Rothstein, ein bekannter chilenischer Folkloreforscher, geboren 1932 in Santiago de Chile, heiratete 1958 Maria Correa Pratz. Aus dieser Ehe gehen 4 Kinder hervor, zuerst 3 Söhne und zuletzt eine Tochter: Maria Victoria Dannemann Correa, geboren 1970 in Santiago de Chile. Sie ist verheiratet mit dem Arzt Pablo Azocar Prayas. Die Familie ist vor 6 Jahren nach Bremen gekommen, weil Herr Azocar Prayas neben seiner Tätigkeit in einem Bremer Krankenhaus eine Doktorarbeit in Philosophie schreiben will.

Wir hatten ein langes, sehr angenehmes Gespräch mit Frau Dannemann in den Räumen der *Maus*. Der Artikel ist unter www.dw.de/spanish zu finden. Wir veröffentlichen ihn nachstehend im Original und in deutscher Übersetzung.

Tras las pistas de los antepasados alemanes

Victoria Dannemann

Más que un hobby, la genealogía es su pasión. Como detectives, los miembros de la asociación *Die Maus* investigan las pistas que llevan hasta los antepasados y las historias familiares de emigración.



En Bremen, pasajeros abordan el President Fillmore.
Destino: Nueva York. 18 de abril de 1923.

En una de las salas del edificio del Archivo de la Ciudad de Bremen, la asociación *Die Maus* (el ratón) tiene su centro de operaciones. Como roedores, sus socios urgan entre antiguos papeles y libros, tras alguna pista que los ayude a seguir el hilo de una historia familiar. Registros de matrimonios, bautizos, propiedades, testamentos... todo puede aportar algún dato para saber más sobre los antepasados.

“La gente quiere saber de dónde viene. A veces el nombre viene des abuelo y quieren saber quA veces el nombre viene des abuelo y quieren saber qué hizo él, o descubren que las aptitudes musicales vienen de un antepasado que era músico de profesión“, relata Rolf Masemann, presidente de *Die Maus*.

Con más de 550 socios, *Die Maus* es uno de los clubes de investigación familiar y genealógica más grandes de Alemania y el más grande en el norte del país. Sus registros son clave para las familias que se trasladaron a América. Se calcula que a través de los puertos de Bremen y Bremerhaven emigraron más de siete millones de personas a partir de 1820.

“la mayoría de quienes emigraron hacia el Nuevo Mundo lo hicieron a través de Bremen”, indica Rolf Masemann. NO todos eran alemanes, también hubo familias de Polonia, Rusia y otros países que viajaron hasta aquí para tomar un barco con destino a Estados Unidos y Sudamérica. “La gente tiene curiosidad y se pregunta dónde están sus raíces, cómo llegó hasta ahí, qué hicieron sus antepasados o qué profesión tenían... y cuando salieron por Bremen, es con nosotros con quien pueden averiguarlo”, relata Masemann. “Recibimos consultas de todo el mundo”, agrega.



Gertrude Angermeier

El Columbus cruzaba el Atlántico regularmente entre los años 20 y 30, en sus viajes entre Alemania y América.

Descifrando registros históricos

En sus 90 años de existencia, *Die Maus* ha reunido cientos de miles de datos. Tienen antiguos registros de los habitantes de la ciudad, testamentos, propiedades, arriendos, pagos de impuestos y matrimonios, algunos de los cuales se remontan al siglo XVI. En el caso de los emigrantes, de gran valor son las informaciones sobre los barcos y sus destinos, listas de pasajeros y nombres de los capitanes. Muchos de estos archivos están disponibles online en su sitio web. También tienen más de

2.600 carpetas de apellidos de familias, con material como árboles genealógicos y publicaciones en los diarios.

Con paciencia, se han dado el trabajo de copiar documentos, traspasando de la escritura alemana antigua. Muchos certificados parecen ilegibles, pero el ojo experto de estos ratones logra descifrarlos. “Uno lo aprende con el tiempo y lo puede entender. Yo lo he copiado de manera que sea fácil, porque no cualquiera puede leerlo”, explica Christa Lütjen.

Otra dificultad es que antiguamente muchas personas hablaban *Plattdeutsch*, un dialect del noroeste alemán de las llanuras, y el pastor o secretario de la iglesia escribía lo que entendía. Como los registros se hacían a mano, pasados unos años, resultaban difíciles de entender y las copias o certificados – hechos otra vez a mano– incluían errores. Así, muchos nombres fueron cambiando, lo que dificulta el proceso de búsqueda actual. Un mismo apellido puede haber dado pie a distintas variaciones, como Meier, Meyer, Mayer o Maier.

Muchas veces tienen éxito y otras no, pero a todos los mueve una especie de fiebre de cazador por seguir tras las pistas y encontrar algo más. Aunque es una actividad que todos realizan en sus ratos libre, demanda bastante tiempo. “Es algo que no tiene fin. Uno puede seguir buscando siempre más y más allá”, relata Dieter Memleb, también miembro de *Die Maus*. “Uno debe amar esto que hacemos. Es muy interesante y no solo por la investigación de los propios antepasados, sino también para ayudar a otros”, agrega Christa Lütjen.

Completar la historia familiar

En su carpeta, Dieter Memleb reúne las más variadas consultas llegadas por mail. “Nos han escrito desde Estados Unidos, Japón, China, Nueva Caledonia, Canadá o Brasil”, indica. Las preguntas tienen en común el deseo de descubrir las raíces o avanzar en la construcción del arbor familiar. Muchas personas ya cuentan con informaciones como el año y el barco en que emigró el antepasado y desean saber más sobre su vida en Alemania.

“Mi abuelo tiene 93 años y quisiera darle estos papeles como un regalo, para que él y sus hermanos puedan saber con seguridad su origen étnico”, escribe una persona desde Estados Unidos. Otros encuentran el nombre de su familia indexado en el sitio web y quieren ayuda para seguir investigando. “Sin su ayuda, la historia de esta familia está perdida”, escriben en otra consulta.

Gran parte del éxito de *Die Maus* se debe al trabajo colaborativo entre los miembros y también a la cooperación con otras instituciones como el Archivo de Bremen o la Cámara de Comercio. Quienes mandan sus consultas por mail desde otro país también se convierten en ocasiones en miembros activos desde sus lugares de residencia. Agradecidos, algunos viajan hasta Bremen para conocer y visitar *Die*

Maus. la asociación no cobra por el tiempo ocupado en la investigación, pero se alegra de recibir donaciones y aportes que les permitan seguir trabajando.

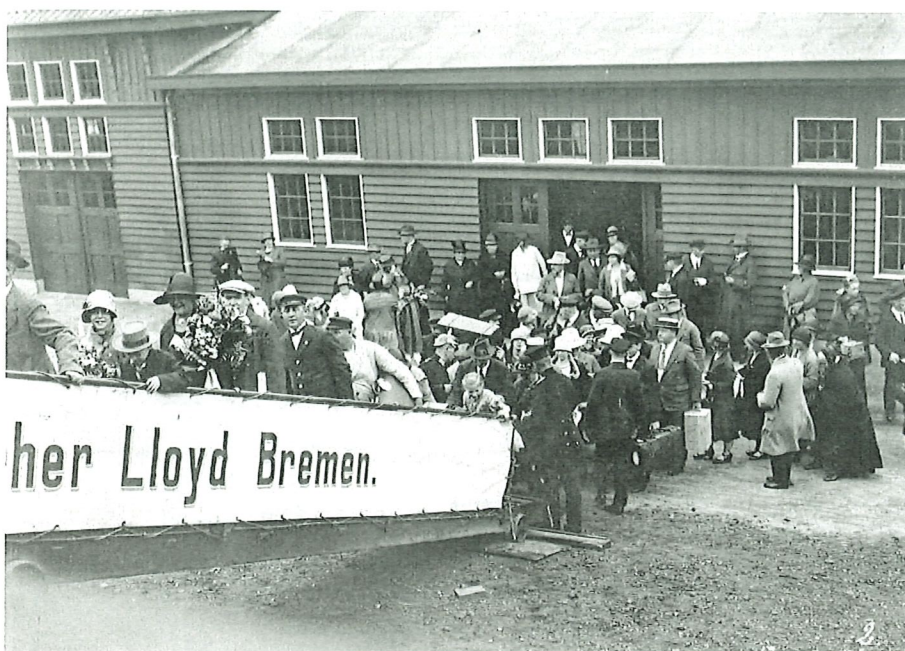
Un buen complement en la investigación es una visita al Centro Alemán de Emigración – Deutsches Auswandererhaus – ubicado en el Puerto de Bremerhaven, 60 kilómetros al norte de Bremen. Este museo ofrece la posibilidad de sumergirse en estas fascinantes historias a través de exhibiciones interactivas, accede a registros y conocer cómo fue el proceso de emigración desde Bremen.

Auf den Spuren der deutschen Vorfahren

Victoria Dannemann

(Übersetzung aus dem Spanischen: Thomas Memleb)

Ahnenforschung ist für sie mehr als ein Hobby, sie ist ihre Leidenschaft – wie Detektive verfolgen die Mitglieder der Gesellschaft für Familienforschung *Die Maus* die Spuren, die zu den Ahnen führen, und gehen der Geschichte von Auswandererfamilien nach.



Bremen: Passagiere gehen an Bord der „President Fillmore“.

Ziel: New York. 18. April 1923

In den Räumen des Staatsarchivs der Stadt Bremen hat *Die Maus* ihre Operationsbasis. Wie die namensgebenden kleinen Nager wühlen die Mitglieder der Ahnenforschungsgesellschaft in alten Papieren und Büchern auf der Suche nach Hinweisen, die es ihnen ermöglichen, die Geschichte einer Familie zurückzuverfolgen. Standesamtsregister, Taufscheine, Grundbücher, Besitzurkunden, Testamente... all dies liefert möglicherweise einen Anhaltspunkt, der mehr Aufschluss über die Ahnen liefert.

„Die Menschen wollen wissen, woher sie kommen. Manchmal haben sie den Namen ihres Großvaters und möchten herausfinden, was dieser tat. Oder sie entdecken, dass

ihr musikalisches Talent auf einen Vorfahren zurückgeht, der Berufsmusiker war“, erzählt der Vorsitzende der *Maus*, Rolf Masemann.

Mit über 1000 Mitgliedern ist *Die Maus* eine der größten Familien- und Ahnenforschungsorganisationen in Deutschland und die größte in Norddeutschland. Ihre Archive sind Dreh- und Angelpunkt für Familien, die nach Amerika, die nach Amerika ausgewandert sind. Man schätzt, dass über die Häfen von Bremen und Bremerhaven seit 1820 über sieben Millionen Menschen emigriert sind.

„Für die meisten, die in die Neue Welt ausgewandert sind, führte der Weg über Bremen“, erklärt Rolf Masemann. Nicht alle waren Deutsche; auch Familien aus Polen, Russland und anderen Ländern kamen hierher, um ein Schiff mit Ziel Vereinigte Staaten oder Südamerika zu besteigen. „Viele Menschen suchen nach ihren Wurzeln, sie wollen wissen, wie sie in ihre heutige Heimat kamen, was ihre Vorfahren taten, welchen Beruf sie hatten... und wenn ihr Ausgangshafen Bremen war, können wir ihnen helfen, das herauszufinden“, sagt Masemann und fügt hinzu: „Wir bekommen Anfragen aus aller Welt.“



Gertrude Angermeier

Die „Columbus“ überquerte in den 1920er und 30er Jahren regelmäßig den Atlantik zwischen Deutschland und Amerika.

Historische Urkunden entschlüsseln

In den 90 Jahren ihres Bestehens hat *Die Maus* Hunderttausende von Daten zusammengetragen, darunter Einwohnermeldebücher, Testamente, Grundbücher, Besitzurkunden, Pachtverträge, Steuer- und Heiratsurkunden. Manche Urkunden gehen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Bei der Familienforschung für Auswandererfamilien sind zudem Informationen über Schiffe, ihre Zielhäfen, Passagierlisten und Namen von Kapitänen eine große Hilfe. Viele dieser Daten sind auf der Webseite der *Maus* online abrufbar. Außerdem hat *die Maus* Akten zu über

2.600 Familiennamen mit Unterlagen wie etwa Stammbäumen und Veröffentlichungen aus Zeitungen zusammengetragen.

Mit viel Geduld kopieren die *Maus*-Mitarbeiter Dokumente, übertragen sie aus altdeutscher Schrift. Viele Urkunden scheinen auf den ersten Blick unlesbar, aber den fachkundigen Augen der *Maus* gelingt es, sie zu entschlüsseln. „Mit der Zeit entwickelt man ein Verständnis dafür, wie sich eine solche Dokumente erschließen“, erläutert Christa Lütjen, „ich übertrage sie in eine leicht lesbare Form, denn nicht jeder ist in der Lage, die Originale zu lesen.“

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass früher viele Menschen in Norddeutschland Plattdeutsch sprachen und die Pastoren und Kirchenschreiber das aufschrieben, was sie hörten. Die Verzeichnisse wurden handschriftlich erstellt und im Laufe der Jahre ging das Verständnis über das Aufgeschriebene verloren. Beim Erstellen von Kopien oder Urkunden – ebenfalls von Hand – schlichen sich zudem Fehler ein. Dadurch änderte sich beispielsweise die Schreibweise vieler Namen. Ein und derselbe Nachname findet sich dann in unterschiedlichen Variationen wieder – etwa Meier, Meyer, Mayer oder Maier – was die Suche heutzutage zusätzlich erschwert.

Häufig ist die *Maus* erfolgreich, häufig nicht, aber alle sind von einem regelrechten Jagdfeber erfasst, wenn sie einer Fährte folgen, um neuen Informationen auf die Spur zu kommen. Obwohl die Familienforschung sehr zeitaufwendig ist, sind alle *Maus*-Mitarbeiter ehrenamtlich tätig. „Man ist eigentlich nie fertig, man kann bei der Suche immer weiter und weiter in die Vergangenheit zurückgehen“, sagt Dieter Memleb, ebenfalls Mitglied der *Maus*. „Wir tun das mit ganz viel Herzblut“, ergänzt Christa Lütjen, „es ist nicht nur sehr interessant, nach den eigenen Ahnen zu forschen, sondern auch, anderen dabei zu helfen.“

Den Stammbaum vervollständigen

In einem Ordner sammelt Dieter Memleb die unterschiedlichsten Anfragen, die die *Die Maus* bekommt. „Wir bekommen Mails aus den Vereinigten Staaten, Japan, China, Neu-Kaledonien, Kanada oder Brasilien“, sagt er. Allen Anfragen gemeinsam ist die Suche nach den eigenen Wurzeln und der Wunsch, den Stammbaum der eigenen Familie zu vervollständigen. Viele wissen beispielsweise, in welchem und mit welchem Schiff einer ihrer Vorfahren ausgewandert und möchten mehr über sein Leben in Deutschland erfahren.

„Mein Großvater ist 93 und möchte Ihnen diese Papiere als Geschenk überreichen, damit er und seine Geschwister Gewissheit über ihre ethnische Herkunft bekommen“, schreibt jemand aus den Vereinigten Staaten. Andere entdecken ihren Familiennamen im Online-Verzeichnis der *Maus* und möchten bei den Nachforschungen helfen. „Ohne Ihre Hilfe ist die Geschichte meiner Familie verloren“, heißt es in einer anderen Anfrage.

Einen großen Teil ihres Erfolgs verdankt *Die Maus* der gemeinsamen Arbeit ihrer Mitglieder sowie der Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv der Stadt Bremen und der Bremer Handelskammer. Gelegentlich kommt es auch vor, dass jemand, der eine Anfrage per Mail gestellt hatte, der *Maus* später als Mitglied beitrifft und von seinem Heimatland aus aktiv mitforscht. Einige reisen sogar nach Bremen, um sich persönlich zu bedanken und *Die Maus* zu besuchen und kennenzulernen. Die Gesellschaft berechnet für ihre zeitaufwendigen Nachforschungen keine Gebühren, aber Spenden und Geldbeiträge sind immer willkommen, sie helfen, die Arbeit fortzuführen.

Wärmstens empfohlen sei jedem Ahnenforscher auch ein Besuch im Deutschen Auswandererhaus. In diesem Museum, im Hafen von Bremerhaven, 60 km nördlich von Bremen gelegen, können sie in Auswanderer-Archiven stöbern, in die faszinierende Geschichte der Emigranten-Familien eintauchen und „live“ erleben, wie es Menschen erging, die damals von Bremen aus auswanderten.

Devin Flato/Texas sucht seine Ahnen aus Bremen – in der Maus!

Luise von Humbert

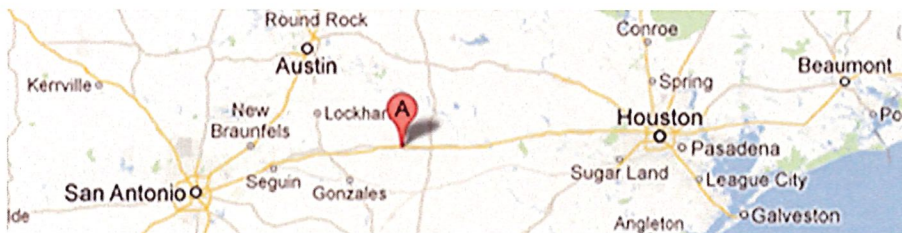
Anfang des Jahres erreichte uns eine Anfrage aus Houston/Texas. Friedrich Wilhelm Flato war aus Bremen nach Cat Spring/Texas 1845 eingewandert. Nun suchte sein Urururenkel Devin Flato (41) nach Informationen über die deutschen Vorfahren.

Peter Gerhard Flato, geboren am 15. Juli 1792 in Bremen, Soldat in den „Napoleonischen Kriegen“, überlebte der familiären Überlieferung nach den berühmten Marsch zurück nach Hause durch den russischen Winter. Sein Vater Johann Heinrich Flato soll in Bremen geboren worden sein, der Name seiner Mutter war unbekannt. Möglicherweise hat Peter Gerhard Flato um 1810 in Hamburg Johanna Maria Schunk geheiratet.

Sein Sohn Friedrich Wilhelm Flato wurde am 22. Februar 1820 in Vegesack geboren. Friedrich wanderte im Jahre 1845 nach Texas aus und wurde ein bekannter Pionier des Staates. In den 1870er Jahren wurde eine Stadt in Fayette County, Texas ihm zu Ehren „Flatonia“ genannt.

Soweit also die Anfrage von Devin Flato. Für mich nichts anderes als andere Anfragen, wenn da nicht „Flatonia“ wäre. Eine Internet-Recherche bestätigte:

Flatonia ist ein Ort mit etwa 1300 Einwohnern, zentral gelegen zwischen vier großen texanischen Städten – Houston, Austin, San Antonio und Victoria. Flatonia wurde 1873 gegründet und benannt nach dem Pionier und Händler Friedrich Wilhelm Flato. Er wurde ein Schmelztiegel für englische, deutsche, böhmische, tschechische und italienische Einwanderer. Flatonia ist heute noch ein bekanntes Drehkreuz der alten Eisenbahn-Linien.

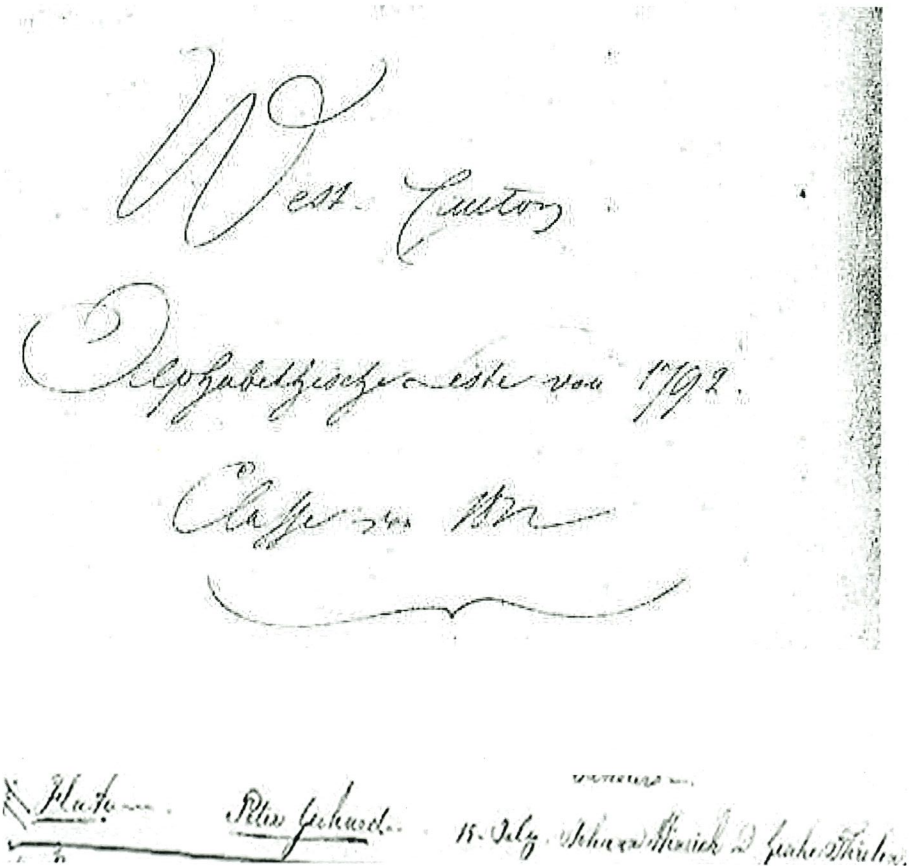


A = Flatonia¹

¹ <http://maps.google.de>

Längst war mein Forscherinstinkt geweckt, den man ja wirklich braucht, um den richtigen Suchweg einzuschlagen. Mit Hilfe von Frau Lütjen und den familiengeschichtlichen Schätzen der Maus gelang es, die entsprechenden Informationen zu finden.

Peter Gerhard Flato wurde 1792 geboren und 1811 während der Bremer Franzosenzeit in den West-Canton (Altstadt und Stephaniviertel) zum französischen Militärdienst eingezogen. Bremen war in West-, Ost-, Vorstadt- und Land-Cantone eingeteilt und gehörte zum „Departement der Wesermündungen“.²



Im alphabetischen Verzeichnis des West-Cantons von 1792 findet sich die Eintragung, dass *Flato m., Peter Gerhard, 15. July (geb.) Johann Hinrich und Gesche Thielen* (Eltern) unter der Nummer 77 im West-Canton eingezogen wurde.³

² http://de.wikipedia.org/wiki/Departement_der_Wesermündungen

³ StA Bremen, Sign. F.8c.VII.8, Classe 1811

Ob er dann 1812 mit nach Russland gezogen ist, lässt sich nicht nachweisen, aber im Internet heißt es unter Bremer Franzosenzeit: *Für das 128. Linienregiment musste das Departement zwei Bataillone mit unverheirateten jungen Bürgern stellen, davon 175 aus der Stadt Bremen.*⁴ Das Regiment hatte hohe Verluste beim Russlandfeldzug⁵ von 1812/13 zu verzeichnen. Ich nehme an, dass er zu den 175 unverheirateten jungen Bremer Bürgern gehörte und das Glück hatte, wieder nach Hause zu kommen.

Von Beruf wurde Peter Gerhard Flato danach Polizeidragonier in Vegesack, Horn, Borgfeld und Rablinghausen. Später im Alter wohnte er in Bremen und war Billeteur im Stadttheater und Torfstecher. Danach lebte er bei seiner Tochter in Groß Cammin in Brandenburg, wo er am 14. Oktober 1873 starb. Peter Gerhard Flato war in erster Ehe mit Johanna Maria Schenk verheiratet. Das Ehepaar hatte sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Der erste Sohn war Friedrich Wilhelm Flato, um den es im Folgenden geht.

Friedrich Wilhelm Flato erlernte die Seefahrt und heuerte innerhalb von sechs Jahren auf verschiedenen Schiffen an⁶, bevor er im Oktober 1845 mit 25 Jahren in die USA auswanderte. Sein Reiseziel war Texas.

Von nun an war ich auf die Informationen von Devin Flato angewiesen:

Als Friedrich Wilhelm 1846 im Hafen von Galveston ankam, reiste er auf einem von Ochsen gezogenen Wagen zu einer deutschen Siedlung namens Cat Spring in Texas. Im Januar 1848 heiratete er Charlotte Sophia Welhausen, die im Alter von elf Jahren mit ihrer Familie aus Hildesheim nach Amerika eingewandert war. Bei der Heirat war Sophia Welhausen sechzehn Jahre alt. Die Eheleute hatten vierzehn Kinder und vierunddreißig Enkelkinder, von denen viele prominente Texaner wurden.



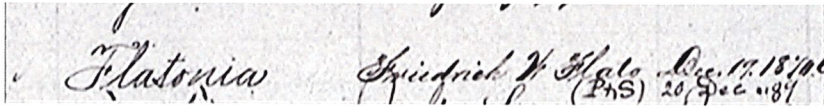
Frederick William Flato, sr und Sophie Welhausen Flato⁷

⁴ http://de.wikipedia.org/wiki/Bremer_Franzosenzeit

⁵ http://de.wikipedia.org/wiki/Russlandfeldzug_1812

⁶ Bremer Musterungslisten der Schiffe, 1815-1917 bei <http://www.ancestry.de/>

F. W. Flato wurde ein erfolgreicher Sailing-Master, Kaufmann und Geschäftsmann. 1866 zog die Familie Flato aus der deutschen Besiedlung High Hill in eine neue, die etwa eine Meile südöstlich des heutigen Flatonía entfernt liegt. Am 19. Dezember 1870 wurde F.W.Flato der erste Postmaster dieser Siedlung, die ihm zu Ehren „Flatonía“ genannt wurde.



Ernennung von US-Postamtvorstehern, 1832-1871, Aufzeichnung für Friedrich W. Flato

Im Jahre 1872 erwarb die Galveston Railway Land in Fayette County und erbaute eine Eisenbahnlinie, die San Antonio mit Galveston verbinden sollte. Da ein Bahnhof in Fayette County benötigt wurde, begann der Bau der Station im Jahre 1873, ungefähr eine Meile nordwestlich vom alten Flatonía. Die Post dort wurde an einen neuen Standort in der Nähe des Bahnhofs versetzt. Dieser Standort wurde am 8. April 1874 das neue Flatonía. F. W. Flato setzte seine Tätigkeit als Post Master hier bis 1878 fort.

Ab 1890 lebten er und seine Frau bei ihrer Tochter Johanna Maria Villaret in Comfort, Texas.

Am 18. Mai 1899 starb Friedrich Wilhelm Flato im Haus seines Sohnes Charles in Shiner, Texas, bei dem er gerade zu Besuch war. Als einer der ersten Siedler der Stadt wurde F. W. Flato anlässlich seines Todes in den Lokalzeitungen mit einem ausführlichen Nachruf geehrt.

Sophia Welhausen Flato, geboren am 9. Juni 1832, starb bei ihrer Tochter Alma Yeager am 3. Februar 1917 in Houston, Texas. Sophie war die Tochter von Carl Conrad Welhausen und Maria Eliza Fricke.



Beerdigt im Oak Hill Cemetery, Flatonía Fayette County, Texas⁸

⁷ <http://trees.ancestry.de>

⁸ Fotos: <http://www.findagrave.com>

Hier endet meine Geschichte über Devin Flatos Suche nach seinem Bremer Ahnen Peter Gerhard Flato und mein Interesse am Weg von dessen Sohn Friedrich Wilhelm von Bremen nach Texas und ich danke Devin Flato sehr für seine große Mithilfe.

Sämtliches Material der Bremer Flato Familie und der aus Flatonía, Texas werde ich als CD in der „Maus“ für eventuelle Flato-Nachkommen zur Einsicht abgeben.

Aber ich habe bei dieser Arbeit auch etwas Erfreuliches in meiner eigenen Ahnenforschung gefunden:

Die älteste Tochter von Friedrich Wilhelm Flato, Johanna Maria Eliza, war in zweiter Ehe mit einem Paul Gustav A. Villaret verheiratet und sie lebten in Comfort, Texas.

Der Name ließ mir keine Ruhe, denn meine Ururgroßmutter war Caroline Amelie Henriette Villaret aus Potsdam. Als ich nun meinen Villaret Stammbaum hervorholte, war dort auch Paul Gustav A. Villaret zu finden. Er war ein Cousin dritten Grades meiner Ururgroßmutter.

Ich schrieb Devin Flato von meinem Fund. Er gab ihn an Scott Spinks, einen Verwandten in Houston weiter, der von Paul Gustav A. Villaret in Comfort, Texas abstammte. Dieser schickte mir Bilder und freute sich sehr über die Stammtafel und über einen Nachruf auf seinen Urururgroßvater Jacques Daniel Villaret.

Am Ende stellt man mit Staunen fest, wie doch die Welt durch das Internet zusammengedrückt ist.

Rückseite des Herrenhauses Gut Hohehorst¹



Erbaut 1928/29

Leitender Architekt Otto Blendermann

Bauherr Georg Carl Lahusen

¹ Foto: Sammlung Liebig

Dem Verfall gelassen?

Das Herrenhaus Gut Hohehorst

Nazi-Verein Lebensborn - Heim Friesland

Detlef von Horn

Das Lebensbornheim Friesland Gut Hohehorst

Wenngleich sich der unmittelbare Bezug zu Sebaldsbrück zunächst verbirgt, so soll das Lebensbornheim Friesland im Gut Hohehorst im benachbarten Löhnhorst, jetzt Schwanewede, wegen seiner besonderen Aufgabenstellung unter der Nazi-Herrschaft nicht unerwähnt bleiben. Bei allen Bemühungen um die Aufarbeitung der Nazi-Zeit wird das Thema *Lebensborn* leider nur ganz am Rande erwähnt, blieb diese Einrichtung der breiten Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Von den Nazis mit dem Siegel strengster Geheimhaltung versehen, schwieg auch die Nachkriegszeit, selbst in vielen Lexika fehlte der Begriff *Lebensborn*.² Inzwischen wurde das schwere Schicksal dieser Kinder in einigen Büchern aufgearbeitet. Dennoch zeigt das politische Meinungsbild wenig Interesse, den Mantel der Verschwiegenheit zu lichten. Dies soll ein kleiner Beitrag dazu sein, die Institution *Lebensborn*, ihre Aufgabenstellung im NS-Regime und die Aufgabenwahrnehmung ein wenig aufzuhellen.

Die Geschichte dieser prächtigen Villa weist viele Bezüge zur Stadt Bremen auf:

Die Bauherren des Hauses galten als Inbegriff erfolgreicher bremischer Kaufmannstradition. Der Name der Industriellendynastie Lahusen stand in Bremen, in Deutschland, ja in aller Welt sowohl für kaufmännisches Geschick und unerschöpflichen Reichtum, als auch für tiefsten Fall und größten finanziellen Verlust.

Konkurs, Zwangsversteigerung, Ende einer glanzvollen Epoche. Die Machtübernahme Hitlers veränderte vieles in Deutschland. Das Herrenhaus Hohehorst übernahm der *Verein Lebensborn*, das *Kinderheim Friesland* etablierte sich. Tafelten einst wohlbegüterte Herrschaften in großen Sälen, so saßen jetzt Kinder mit ihren Müttern oder Betreuern am Tisch. Der prächtige Park war ohne feinsinnige Besucher, Kinder lachten und tobten in ihm herum.

² Nicht erwähnt z.B. in Knaurs Lexikon, Ausgabe August 1956; Lingen-Lexikon, Ausgabe April 1974.

Wieder ein Krieg, er kam und ging, Deutschland lag am Boden. Auch der *Verein Lebensborn* war am Ende. Das Haus erhielt wieder neue Besitzer, neue Nutzer, neue Aufgabenstellungen. Heute werden dort Drogenabhängige von ihrer Sucht befreit - noch... Auch diese Nutzung neigt sich ihrem Ende entgegen. In Osterholz entstehen neue Häuser für hohehorst'sche Drogenpatienten. Ein Käufer ist nicht in Sicht, Hohehorst ungewissem Schicksal überlassen. Wie einst das Krankenhaus Sebaldsbrück, hochgelobte Drogenklinik, sie wurde geschlossen, man ging nach Hohehorst. Zurück blieb ein Leerstand, Diebe und Zerstörer übernahmen die Herrschaft.

Und die Villa Hohehorst? Des herrlichen Hauses früherer Glanz ist heute nur noch zu erahnen bescheidene Reste sind verblieben in einst prunkvollen Räumen. Die Gesamtkomposition mit der beeindruckenden Fassade des Hauses ist wahrlich ein Meisterwerk der Architekten. Diese Pracht ist heute leider nur noch aus großer Weite erkennbar, den Verfall erblickt das nahe Auge. Längst dahin die großartige Gartenarchitektur, die üppige Blütenpracht der Blumenrabatten. Nur mühsam bahnen sich Wege durch grünen Wildwuchs. Helfende Hände sind dringend benötigt und ein kräftiger Regen goldener Taler.

Das Herrenhaus Hohehorst

Im Jahre 1868 kaufte der Zuckerfabrikant Reinert Ficken das Gut Hohehorst und ließ 1869 das Gutshaus durch das Schloß Hohehorst ersetzen. Nach seinem Tode am 3. Juni 1873 veräußerten die Erben von Reinert Ficken das Gut an den Bremer Großkaufmann Christian Leberecht Lahusen (In- und Export-Geschäft für Felle und Häute). Dessen Sohn Carl Lahusen, der spätere Wollkönig und Geheime Kommerzienrat, kaufte Ländereien und Wald in Brundorf und Leuchtenburg hinzu, baute landwirtschaftliche Vorwerke (z. B. Carlshorst), machte Ödland nutzbar und betrieb Rinder- und Schweinezucht. Nach dessen Tod 1921 erwarb Georg Carl Lahusen, der letzte Hohehorst-Besitzer der Lahusens, weitere Flächen für jeden geforderten Preis u. a. 1928 auch das Forstgut Heidhof in Brundorf. Die Vertreter der Unternehmersdynastie Georg Carl, Heinz und Friedel Lahusen erbten ein Vermögen und wurden Haupteigentümer der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei AG (Nordwolle) in Delmenhorst. In den Jahren 1928 bis 1929 ließ Georg Carl Lahusen das alte baufällige Schloss Hohehorst abreißen und errichtete an der Stelle das neue Herrenhaus Hohehorst als Wohnsitz seiner Familie.³ (heute Staatsforst)

³ Liebig, Hans-Werner: Kurz-Historie Herrenhaus Hohehorst mit Außengelände

Die Nordwolle ging im Sommer 1931 in Konkurs, nur knapp zwei Jahre nach dem Einzug der Familie Georg Carl Lahusen ins neue Haus. Eingehende Prüfungen des Untersuchungsrichters ergaben den dringenden Verdacht, dass ein Konkursverbrechen vorliegen kann. Am 17. Juli 1931, seinem 43. Geburtstag, wurde Georg Carl Lahusen im Herrenhaus auf Gut Hohehorst verhaftet.⁴

Mit dem Konkurs des Nordwolle-Konzerns verlor Georg Carl Lahusen auch sein Privatvermögen mit allen Immobilien. Das wertvolle Inventar des Herrenhauses, zumeist Kunstschatze in Jahrzehnten zusammengetragen, fand auf der Versteigerung am 1. und 2. Dezember 1931 neue Besitzer, vieles ist seither in unbekannten Händen.

Bei der Versteigerung des Gutes Hohehorst mit Herrenhaus und allen Anlagen durch das Amtsgericht Lesum im September 1934 erhielt die Bremer Landesbank den Zuschlag für 500.000 Reichsmark und Ende 1934 für das Gut Carlsborst für 100.000 Reichsmark. Nächstes Eigentümer wurde 1935 die Staatliche Reichsumsiedlungsgesellschaft.⁵

Am 4. September 1937 kaufte die SS-eigene Organisation (Lebensborn e. V.) das Anwesen für 60.000 RM, das entsprach etwa 1/10 des damaligen Verkehrswertes. Der Einheitswert des Anwesens betrug am 1. Jan. 1935 743.800 RM ⁶ Ganz offenkundig stand hinter diesem geringen Kaufpreis die politische Absicht der NS-Machthaber, das Lebensborn Projekt voranzubringen. Nach Umbau unter der Leitung des Verwalters Otto Bachschneider eröffnete Lebensborn e. V. am 1. Mai 1938 in der Villa das Mütter- und Entbindungsheim Friesland. Es war ausgelegt für etwa 34 Mütter und 45 Kinder.⁷

Anfang Mai 1945 besetzten zunächst Britische Truppen das Gebiet, ihnen folgten Soldaten der US-Army und richteten im Hauptgebäude ein Kasino ein. In den Nebengebäuden wohnten Flüchtlinge und ausgebombte Familien.

Die zwischenzeitliche Nutzung durch das Rote Kreuz (DRK) für den Regierungsbezirk Stade als eine Tbc-Heilstätte erwies sich als zu kostenintensiv.

⁴ Bremer Nachrichten v. 19.7.1931

⁵ Die Reichsumsiedlungsgesellschaft (RUGes) war 1935 als Vollzugsorgan der Reichsstelle für Landbeschaffung für die Neuansiedlung oder Entschädigung von für zum Zwecke der Wehrmacht enteigneten Grundbesitz eingerichtet worden. Grundlage dafür bildete das Gesetz über die Landbeschaffung für Zwecke der Wehrmacht v. 29. 3. 1935 (RGBl 1935 I S. 467) geändert durch Gesetz v. 12. April 1938 (RGBl I S. 387), VO v. 18. März 1940 (RGBl I S. 557, ber. S. 642), VO v. 31. März 1943 (RGBl I S. 250) mit dem Fristablauf n. § 11 am 1. 4. 1946 außer Kraft getreten.

⁶ Schmitz-Köster, Dorothee: „Deutsche Mutter, bist du bereit“ Der Lebensborn und seine Kinder, S. 76

⁷ <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebensborn>

Erst 1950 wurde die Rechtsnachfolge des Lebensborn e. V. auf dem Hohehorst-Gelände geregelt. Durch VO der Britischen Militärregierung wurde der Allgemeine Koordinierungsausschuss in Celle geschaffen für die Regelung der Rechtsnachfolge von ehemaligem NS-Besitz aus dem Bestand des Niedersächsischen Landesamtes für die Beaufsichtigung von gesperrtem Vermögen. Durch Beschluss v. 22. Sep. 1950 wurden das Gut und das Herrenhaus auf das neue Bundesland Niedersachsen übertragen.⁸ Ab Ende 1954 standen die Häuser leer, bis die Bremer Heimstiftung als Eigentümer ab 1958 ein Alterskrankenhaus mit 103 Betten betrieb.

Das Land Bremen kaufte das Anwesen 1962 für 1 Mio. DM und machte Hohehorst zur Einrichtung einer Fachklinik für Innere Medizin. Im Jahre 1981 schlossen die Stadtgemeinde Bremen als Eigentümerin der Liegenschaft und Drogenhilfe Bremen e. V. einen bis Ende 2016 laufenden Erbpachtvertrag. Zu den wichtigsten politischen Fürsprechern dieses Vertragsabschlusses zählte der damalige Sozialsenator Henning Scherf, denn es fügte sich so alles gut zusammen: Einerseits war eine neue Bleibe für die Drogenhilfe dringend nötig und andererseits benötigte Bremen nach fast 3 Jahren Leerstand für Hohehorst einen Käufer oder Pächter. Der vorherige potentielle Erbpächter, die Friedrich-Ebert-Stiftung, war wegen befürchtetem hohen Unterhaltungsaufwand vom Vorvertrag mit Bremen zurückgetreten.

Derzeit bietet dort die Hohehorst gGmbH als Therapiezentrum ambulante und stationäre Versorgung im Bereich der medizinischen Rehabilitation an. Aktuell befinden sich zwischen 30 und 40 Patienten in der Einrichtung.

Mit Ausnahme des Herrenhauses und der weiteren Gebäude ist das Gelände mit dem Park und den Teichen weitgehend öffentlich zugänglich.

Die Anlage steht als Ensemble unter Denkmalschutz. Im Verzeichnis der Kulturdenkmale sind vermerkt: die Villa (das Herrenhaus), die Toranlage mit den beiden Torhäusern, die Auffahrt-Allee sowie der Badeteich mit der Grotte. Damit besteht für den Eigentümer nach niedersächsischem Recht grundsätzlich Erhaltungspflicht. Kulturdenkmale sind instand zu halten, zu pflegen, vor Gefährdung zu schützen und, wenn nötig, instand zu setzen.⁹

Im rechten Torhaus hat der Heimatforscher Hans-Werner Liebig zwei Geschichts- und Archivräume eingerichtet. Seine umfangreiche Sammlung mit Bild- und Informationsmaterial zur Geschichte der Anlage der Lebensborn-Einrichtung „Haus Friesland“ genießt in Fachkreisen hohe Anerkennung und hat in der Öffentlichkeit große Beachtung gefunden.

⁸http://www.lostart.de/Web/DE/Service/Forum/Eintrag.html?param=POST_ID%3D118408

⁹ § 4 und 6 des Niedersächsischen Denkmalschutzgesetzes v. 30. 5. 1978 i. d. F. des Änderungsgesetzes v. 26. 5. 2011 (Nds. GVBl. S. 135)

Im Jahre 2011 unterzeichneten die Stadtgemeinde Bremen als Eigentümerin der Liegenschaft in der Gemeinde Schwanewede und die Drogenhilfe Bremen e. V. eine Übereinkunft zur vorzeitigen Beendigung des regulär noch bis 2016 laufenden Erbpachtvertrages für die Immobilie zum 31. Dez. 2012.

Zu diesem Zeitpunkt soll eine auf dem Gelände des Krankenhauses Bremen-Ost in Bremen-Osterholz neu zu errichtende „Sucht-Rehabilitationsklinik“ zur Verfügung stehen. In den Bau dieser Klinik will die Therapiehilfe Bremen 7,5 Mio. € investieren. Insgesamt soll das Gebäude 100 Betten anbieten für ehemals Alkohol- und Drogenabhängige, für die der Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt ermöglicht werden soll.¹⁰

Die weitere Nutzung des ehemaligen Herrenhauses wäre danach ungewiss.

Lebensborn e. V.

Geschaffen mit dem Ziel, dem Deutschen Volk viele arische Kinder zu geben, blieb Lebensborn trotz starker Förderung durch hohe Machthaber der NS im Ergebnis letztlich hinter den großen Erwartungen zurück.

Die Zahl der Geburten war in Deutschland bereits seit Anfang des vorigen Jahrhunderts erheblich zurückgegangen, besonders stark nach dem Ersten Weltkrieg. 2 Mio. deutsche Soldaten waren gefallen, ebenso viele Frauen waren zur Ehelosigkeit verurteilt. In den Familien wurde der Trend zur 2-Kind-Familie erkennbar. Diesem Geburtenrückgang galt es, Einhalt zu gebieten.

Ab 1933 propagierten die Nationalsozialisten eine große Geburtenpolitik in Deutschland. Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf die nationalsozialistische Rassentheorie gründeten am 12. Dez. 1935 zehn namentlich nicht bekannte Führer der SS auf Weisung des Reichsführers SS Heinrich Himmler in Berlin den „Lebensborn e. V.“.¹¹

Nach seiner Satzung war Ziel und Zweck des Lebensborn e. V. „rassisch und erbbiologisch wertvolle, kinderreiche Familien“ zu unterstützen, werdende Mütter – verheiratet und unverheiratet – unterzubringen und zu betreuen, sowie für diese Mütter und Kinder zu sorgen.

¹⁰ Beschlussprotokoll über die öffentliche Sitzung des Ortsamtsbeirates Osterholz am 30. 8. 2011

¹¹ BArch Koblenz BD 7/2 (1955)/1, Bulletin v. 3. 2. 1955 Nr. 23 S. 188

Der Verein war organisatorisch der SS angegliedert, erhielt jedoch die rechtlich selbständige Form eines eingetragenen Vereins. Diese Rechtsform wurde gewählt, um so als juristische Person Eigentümer von Häusern und Ländereien werden zu können.

Finanziert wurde der Lebensborn e. V. von den Gehältern der SS-Soldaten. Kinderlose hatten die höchste Abgabe zu leisten, ab 4 Kindern, egal ob ehelich oder unehelich, wurden sie vom Beitrag befreit. Schon aus diesem Grund gingen die SS-Angehörigen ihrer „völkischen Verpflichtung“ nach, möglichst viel Nachwuchs zu zeugen.¹²

Am 15. Aug. 1936 eröffnete der Verein Lebensborn e. V. sein erstes Heim „Hochland“ in Steinhöring bei Ebersberg in Obb., weitere folgten, auch im Ausland.

Frauen, die sich um Aufnahme im Heim bewarben, hatten nach der Satzung „in rassischer und erbbiologischer Hinsicht alle Bedingungen zu erfüllen, die in der Schutz-Staffel allgemein gelten“. Vorzulegen war der „große Abstammungsnachweis“, gemeinhin als „Ariernachweis“ bekannt, mit dem Nachweis der Vorfahren zurückgehend bis zum 1. Januar 1800, wie es auch für die NSDAP und ihre Untergliederungen galt.

Ein „Erbgesundheitsbogen“ mit Angaben über mögliche erhebliche Belastungen in der Familie war auszufüllen und ein „ärztlicher Untersuchungsbogen“ zum Nachweis der Gesundheit und zur „rassischen Beurteilung“ vorzulegen. Die Bewerberin musste einen Fragebogen zur Person ausfüllen, mit Fragen nach Beruf, Krankenversicherung, Parteizugehörigkeit, Heiratsabsicht und dazu einen handgeschriebenen Lebenslauf mit Lichtbildern beifügen.

All diese Unterlagen hatte auch der werdende Vater vorzulegen.

Bei den Lebensborn-Einrichtungen wurde auf Verschwiegenheit und Anonymität außerordentlich großer Wert gelegt. Als SS-eigene Organisation konnte der Lebensborn Entbindungen geheim halten. Eigene Standesämter und polizeiliche Meldeämter in den Lebensborn-Heimen sorgten dafür, dass die Heimatgemeinde einer ledigen Mutter nichts von der erfolgten Geburt erfuhr, ungeachtet der gesetzlich vorgeschriebenen Mitteilungspflichten. Ledige Lebensbornmütter waren berechtigt, sich in polizeilichen Meldebescheinigungen als verheiratet zu

¹² Schmitz-Köster, Dorothee: „Deutsche Mutter, bist du bereit“, Der Lebensborn und seine Kinder, 2010, S. 391 - 394

bezeichnen.¹³ Da sich ihr Personenstand nicht geändert hatte, galt das nicht für den standesamtlichen Bereich.

Auf ihren Wunsch konnte die Frau die Zeit der Schwangerschaft auch weit entfernt vom Heimatort bis einige Wochen nach der Geburt des Kindes in einem Heim des Lebensborn e. V. zubringen. Bei ledigen Müttern übernahm der Lebensborn e. V. die Vormundschaft.

Als Ersatz für die verpönten christlichen Taufen wurden die Neugeborenen in einem eigenen Zeremoniell nach nationalsozialistischen und germanischen Riten „getauft“.

Welche obskuren Auswüchse die Gedanken der Lebensborn-Schöpfer nahmen, zeigt sich auch in der Schaffung von Himmler-Patenkindern. Nach einer Verfügung Himmlers, die als Auszeichnung deklariert wurde, bestimmter dieser, dass er persönlich für jedes an seinem Geburtstag, dem 7. Oktober, geborenen Kind die Patenschaft übernehmen werde. Die Lebensborn-Heime hatten diese Kinder nach Berlin zu melden und anschließend über die Entwicklung zu berichten. Den Empfängern dieser Meldungen ergaben sich somit detaillierte Einblicke in die unterschiedlichen Gründe, die zur Aufnahme der Mutter geführt hatten, in die Lebensverhältnisse der Eltern und in die sehr unterschiedlichen Werdegänge der betroffenen Kinder in den ersten Lebensmonaten und Jahren nach der Geburt.¹⁴

Im Heim Friesland wurde am 7. Oktober 1939 Antje M. als Himmlers Patenkind geboren. In dem Bericht wird erwähnt, das Kind sei bei der verheirateten Schwester der Kindesmutter in Pflege und wachse mit deren Kindern auf. Antje sei gesund, aufgeweckt und lebhaft.¹⁵

Während des Krieges waren die meist außerhalb von Städten und Industrieanlagen gelegenen Lebensborn-Heime besonders beliebt, boten sie doch einen gewissen Schutz vor Bombenangriffen und wurden zudem besser versorgt. Dank guter ärztlicher Betreuung meldeten sich immer mehr Ehefrauen von SS-Führern in den Heimen nur für die Entbindung an. Gegen Kriegsende lebten dort etwa gleich viele ledige Mütter wie Frauen von SS-Angehörigen.¹⁶

¹³ Runderlass des Reichsführers SS und Chefs der Polizei im Reichsministerium des Innern v. 14.12.1942. Der Erlass wird in der Literatur so zitiert, der Wortlaut mit Fundstelle ist nicht beschaffbar.

¹⁴ Koop, Volker: Dem Führer ein Kind schenken, Die SS-Organisation Lebensborn e. V., Köln 2007, S. 136

¹⁵ Ebd., S. 136 u. 137

¹⁶ <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebensborn>

Dienstanweisung für die Heime des Lebensborn e. V.

Die tägliche Arbeit der Lebensborn-Heime regelte eine Dienstanweisung. Ihr waren die Aufgabenstellung definierende Grundsätze vorangestellt. Dies sind Auszüge der wesentlichen Grundsätze:

Die Mütter-und Kinderheime des Lebensborn e. V. haben den Zweck, werdende Mütter guten Blutes während der Zeit der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes, Unterkunft zu geben und sie während dieser Zeit in nationalsozialistischer Gesinnung zu schulen sowie in hauswirtschaftlichen Fragen zu unterrichten. Zu diesem Zweck werden in den Heimen Kurse des Reichsmütterdienstes abgehalten.

Die Mütter sollen von den mittleren Schwangerschaftsmonaten bis 2 Monate nach der Entbindung in den Heimen verbleiben.

Die Arbeit in den Heimen steht ausschließlich im Dienste der deutschen Mutter, also der Hüterin unserer Art und Rasse, und muss sich restlos diesem Zweck unterordnen.

Die Heime sind im Besitz des der Schutzstaffel angegliederten Lebensborn e. V., werden von ihnen geleitet und verwaltet. Deshalb soll der Schutzstaffelgeist bis zum Kleinsten gewahrt sein.

Alle Handlungen und Befehle müssen im Sinne des Führerprinzips nach oben verantwortet werden.

Alle Leistungen erfordern ein höchstes Maß an Einsatzbereitschaft untereinander.

Das Lebensborn „Mütter- und Entbindungsheim Friesland“

Das SS-Heim Friesland Gut Hohehorst im Bremer Umland gehörte zu den ersten Gründungen dieser Art. Über den eigentlichen Gründungsakt ist nichts Näheres bekannt. Rechtlich dürfte es sich im Grunde um eine privatrechtliche Einrichtung der SS handeln, die jedoch – wie andere Lebensborn Einrichtungen – auch hoheitliche Tätigkeiten wahrnahmen, so Aufgaben des Meldebereichs, des Personenstandsbereichs, aber auch des Vormundschafts- und Jugendrechts.

Das Heim wurde erst 1938, also zweieinhalb Jahre nach der Gründung des Lebensborn, eröffnet und in der Zeit vom 6. bis 9. Januar 1941 wegen andauerndem Fliegeralarms von Löhnhorst nach Steinhöring bei Ebersberg/Obb. in das Heim

„Hochland“ verlegt. Nach dem Meldebuch des Heims Hochland wurden 36 Kinder und 7 Mütter evakuiert. Die Kinder wurden melderechtlich mit Angaben über Name, Geburtsdatum und Geburtsort erfasst. Erst im Herbst 1944 nahm es als Entbindungs- und Kinderheim Friesland, Gut Hohehorst den Betrieb wieder auf.¹⁷

Eigene Lebensborn-Ämter

Der Lebensborn e. V. war immer bestrebt, seine Tätigkeit so geheim wie möglich zu halten. Durch seine eigenen Entbindungsheime, seine eigene Vormundschaftsabteilung, die Vermittlungsabteilung für Kinder, die Gerichtsabteilung und durch sein Standesamt war der Verein in der Lage, ganz selbständig zu arbeiten.

Lebensborn-Meldeämter

Die Lebensborn Einrichtungen verfügten über eigene Meldeämter, die den dortigen Besonderheiten angepasst waren. So war den schwangeren Frauen in den Lebensborn-Heimen – so wie sie es wünschten – absolute Anonymität garantiert, sowohl für Verwandte und Bekannte, als auch für Behörden und Polizei.

Auch das Mütter- und Entbindungsheim Friesland verfügte über eine eigene Meldestelle. Die Möglichkeit mit Wohnsitz „Lönnhorst II, Heim Hohehorst“ registriert zu werden, nutzten alle ledigen Mütter. An diese Anschrift konnten sich die Frauen aber unmöglich Post schicken lassen, und diese Adresse konnten sie auch nicht bei der Abmeldung vom Heimatmeldeamt angeben, denn damit wäre die Wirkung der Geheimhaltung aufgehoben. Also stellte die Lebensborn-Zentrale Deckadressen bereit, z. B. Adressen von Lebensborn Mitarbeiterinnen, die als postalische und behördliche Zwischenstation diente.¹⁸

Lebensborn-Standesämter

Für die im damaligen Reichsgebiet liegenden Lebensborn-Heime wurden eigene Standesamtsbezirke gebildet, die mit den örtlich zuständigen Standesämtern und Aufsichtsbehörden in keinem Zusammenhang standen. Rechtsgrundlagen für die

¹⁷ Auskunft Gemeinde Steinhöring

¹⁸ Schmitz-Köster, Dorothee: „Deutsche Mutter, bist du bereit“, Der Lebensborn und seine Kinder, 2010, S. 391 - 394

Einrichtung solcher „Sonderstandesämter“ sind nicht bekannt, in der Literatur wird häufig eine „Weisung des Reichsministers des Innern“ genannt.¹⁹ Erst die vierte Verordnung zum Personenstandsgesetz v. 27. Sept. 1944 brachte die notwendige Rechtsgrundlage. Zur Wirksamkeit bereits bestehender Personenstandsbeurkundungen ist nichts gesagt.²⁰

Die wichtigste Funktion der heimeigenen Standesämter bestand darin, die Geburt eines Kindes unter Wahrung der Geheimhaltung zu registrieren. Die generelle Mitteilungspflicht des Personenstandsrechts verpflichtete den Standesbeamten nach der Beurkundung einer unehelichen Geburt, dem Geburtsstandesbeamten der Mutter dies mitzuteilen.²¹ Zudem wurde in der Geburtsurkunde des Kindes der Name der Mutter genannt.²²

Lebensborn forderte demgegenüber sicherzustellen, dass sowohl Behörden als auch Großeltern, Verwandte und Nachbarn auf offiziellem Wege nichts von der Existenz des neuen Erdenbürgers erfuhren. Dank der energischen Fürsprache des Reichsführers SS Himmler und des Innenministers Flick wurden diese Forderungen in der Personenstandsrechtsreform von 1944 in rechtliche Formen gegossen. Danach konnte die untere Verwaltungsbehörde im Einzelfall anordnen, dass die Mitteilung an den Geburtsstandesbeamten der Mutter unterblieb.²³ Zudem wurde mit der Geburtsbescheinigung ein neues Urkundenformat geschaffen, ohne Nennung der Mutter.²⁴ So war es mit deutscher Gründlichkeit wiederum gelungen, dem irrationalen nationalsozialistischen Gedankengut einen korrekten rechtlichen Rahmen zu geben.

Andere rechtlich verbindliche Vorgaben stellte man mit Blick auf eine zielorientierte Praxis zurück:

Nach der „Dienstanweisung für Heime des Lebensborn e. V.“²⁵ hatte der Heimleiter eine herausgehobene Stellung inne. Er vertrat das Heim nach außen hin, war für Personaleinstellungen und –entlassungen zuständig und trug für alle Geschehnisse im Heim die letzte Verantwortung. Zudem war er in der Regel zugleich Standesbeamter für das heiminterne Standesamt. Bei den ihm vorgegebenen Aufgabenzielen, nämlich im Heim die nationalsozialistische Gesinnung zu fördern und zu festigen, hatten personenstandsrechtliche Vorschriften zurückzutreten.

¹⁹ Zeitschrift: DAS STANDESAMT, 1965, S. 164, 165

²⁰ AVO PStG v. 27. 9. 1944, RGBI I, S. 219, Art. IV, Abs. 1, Satz 1

²¹ § 52, Abs. 1 u. 2 d. 1. VO zur Ausführung des PStG (1. AVO zum PStG) v. 19.5.1938 (RGBI I, S. 533)

²² Ebd. § 102, 1. AVO zum PStG

²³ § 53, Abs. 3 AVO zum PStG i. d. F. der 4. AVO zum PStG v. 26.9.1944 (RGBI I, S. 219)

²⁴ § 1102 a AVO zum PStG i. d. F. der 4. AVO

²⁵ Koop, Volker: Dem Führer ein Kind schenken, Die SS-Organisation Lebensborn e. V., Köln 2007, S. 258

Die einschlägigen Vorschriften des PStG wiesen der Gemeinde die Aufgabe zu, im Einvernehmen mit der höheren Aufsichtsbehörde die Standesbeamten und ihre Stellvertreter zu ernennen.²⁶ Solche Ernennungen von Standesbeamten nach diesen Vorgaben sind nicht bekannt. Da dem Heimleiter per Dienstanweisung auch die Aufgaben des Standesbeamten zugewiesen waren, dürfte eine besondere Ernennung als entbehrlich angesehen worden sein.

Für das Lebensborn-Heim Friesland kam hinzu, dass die Stelle des Heimleiters nie besetzt wurde. Die Standesamtsaufgaben übernahm vielmehr der Verwalter, der SS-Untersturmführer Otto Bachschneider, ihm zur Seite stand die Sekretärin Beate D. Im Frühjahr 1940 übernahm Franz Langer diese Aufgaben des Verwalters.



Dienstsiegel des Standesamtes Hohehorst



Otto Bachschneider

Die im damaligen Reichsgebiet liegenden Lebensborn-Heime bildeten eigene Standesamtsbezirke, die mit den örtlich zuständigen Standesämtern, hier mit dem Standesamt Löhnhorst, keinen Zusammenhang hatten. Das Standesamt des SS-Heims Friesland Gut Hohehorst erhielt die Bezeichnung Hohehorst.

Das erste Baby wurde am 25. April 1938 geboren, also wenige Tage vor der Eröffnung des Heims. Insgesamt wurden im Jahre 1938 11 Kinder beurkundet, im Jahre 1939 waren es 86 und im Jahre 1940 11 Kinder. Im Jahre 1941 gab es noch zwei Geburtsbeurkundungen, danach erfolgte die Verlegung von Löhnhorst nach

²⁶ § 54 PStG v. 3. 11.1937, RGBI I, S. 1146

Steinhöring in das Heim „Hochland“. Somit enthält das Geburtsbuch der Jahre 1942 bis 1944 keine Geburtsbeurkundungen, im Jahre 1945 wurden nach Rückkehr bis Kriegsende drei Kinder beurkundet.

Im heiminternen Standesamt Hohehorst wurden auch Ehen geschlossen: Im Heiratsbuch des Jahres 1939 sind zwei, im Jahre 1940 sechs, und im Jahre 1944 eine Eheschließung beurkundet.²⁷

Über Sterbefallbeurkundungen fehlen Informationen

Die Einträge selbst zeigen durchaus ein fundiertes Fachwissen des Ehe- und Kindschaftsrechts und erfüllen die Vorgaben für die Personenstands-Buchführung. Als Beispiel sei der Geburtseintrag Nr. 64/1940 erwähnt, in dem das Kind einer nicht verheirateten Röntgenassistentin beurkundet wurde. Die beim Jugendamt in Bremen anerkannte Vaterschaft wurde korrekt am Rande vermerkt und auch die Ehelicherklärung des Kindes durch Verfügung des Landgerichts-Präsidenten, ein weithin wenig bekannter Rechtsakt, ist formell ohne Tadel beigeschrieben.²⁸

Eine Besonderheit nach den NS-Geheimhaltungsvorgaben zeigt der Geburtseintrag Nr. 49/1939. Zum Geburtseintrag einer unverheirateten Abteilungsleiterin, wohnhaft Löhnhorst II, Heim Hohehorst, ist am Rande folgende Vaterschaftsanerkennung beigeschrieben: „Der Kindsvater hat die Vaterschaft in öffentlich-notarieller Urkunde anerkannt. Die Urkunde wird vom Lebensborn e. V., Amt für Vormundschaften, verwahrt.“ An diesem Beispiel wird die Zielrichtung des Lebensborn-Gedankens recht deutlich. Die Heimatanschrift der Mutter bleibt unbekannt, ebenso die persönlichen Daten des Vaters. Die Anonymität der Lebensborn-Welt, einschließlich der staatlichen Sonderämter, blieb gewahrt. Die Amtspersonen erfüllten artig die ihnen gegebenen Anweisungen.

Anzumerken ist, dass Löhnhorst einstmals hannöversch, danach preußisch, ursprünglich zum Standesamtsbezirk Lesum gehörte.²⁹ Nach der Eingemeindung Lesums in das Land Bremen am 1. November 1939³⁰ wurden die bisherigen Personenstandsbücher des Standesamts Lesum mit den Löhnhorster Einträgen als Standesamt Bremen-Lesum fortgeführt. Löhnhorst selbst blieb preußisch mit künftig

²⁷ Auskunft: Standesamt Schwanewede, Erlass d. Nds. Min. d. Innern v. 8.7.1948, in: DAS STANDESAMT, 1949, S. 143

²⁸ § 1723 BGB damaliger Fassung: „Ein uneheliches Kind kann auf Antrag seines Vaters vom Vormundschaftsgericht für ehelich erklärt werden.“ Die Zuständigkeit lag seit 1934 beim Landgerichts-Präsidenten.

²⁹ Beilage zum Amtsblatt Hannover v. 21.8.1874, S. 70

³⁰ 4. VO über den Neuaufbau des Reichs v. 28.9.1939 (RGBl I, S. 2041)

eigenem Standesamt. Für das Standesamt Hohehorst des SS-Heims Friesland ergaben sich keine Änderungen.³¹

Nachkriegszeit

Nach Ende des Krieges schalteten sich sofort die Jugendämter ein, übernahmen Amtsvormundschaften und brachten die Kinder der Lebensborn-Heime den Eltern zurück oder vermittelten sie in Pflege- bzw. Adoptivstellen. Diese Betreuung erfolgte im engsten Einvernehmen mit caritativen Verbänden.³²

In Arolsen (Bad Arolsen) wurde ein Sonderstandesamt eingerichtet mit der Aufgabe, die Sterbefälle von Häftlingen der ehemaligen deutschen Konzentrationslager zwischen 1933 und Kriegsende Mai 1945 zu beurkunden.³³ Darüber hinaus bestand ursprünglich die Absicht, die erforderlich werdenden Beurkundungen über Kinder, die in Lebensborn-Heimen geboren wurden, dem Sonderstandesamt Arolsen zu übertragen. Aus diesem Grund wurden damals bereits Ermittlungen über Lebensborn-Heime eingeleitet. Dieses Ziel wurde jedoch nicht weiter verfolgt. Das Personenstandsänderungsgesetz von 1951 beschränkte die Aufgaben des Sonderstandesamtes Arolsen auf die Beurkundung von Sterbefällen in den ehemaligen deutschen Konzentrationslagern.³⁴ Das bis dahin zusammengestellte Material über Lebensborn-Heime ging, sofern die Lebensborn-Heime im Inland lagen, an die zuständigen Standesämter.³⁵

Die für das Lebensborn-Heim Friesland durch das Sonderstandesamt Hohehorst beurkundeten Personenstandsfälle wurden 1951 an das Standesamt Löhnhorst abgegeben.³⁶ Inzwischen wurden diese im Standesamt Schwanewede weitergeführt.

³¹ Auskunft Standesamt Schwanewede

³² Bulletin d. Bundesregierung Nr. 23 v. 3.2.1955, BArch Bd. 7/2 (1955)/1

³³ Rechtsgrundlage ist heute der § 38 PStG

³⁴ Gesetz über die Änderung und Ergänzung des PStG v. 15.1.1951, BGBl I, S. 57. In Art. 1, Ziff. 3 § 43 a PStG war die Aufgabenstellung des Sonderstandesamtes Arolsen geregelt, inzw. abgelöst durch § 38 PStG

³⁵ Die Angaben wurden von dem Standesbeamten Siegfried Butterweck v. Sonderstandesamt Bad Arolsen am 17.11.2011 übermittelt

³⁶ Erlass des Nds. Ministers d. Innern v. 8.7.1948 (I/54 Nr. 3749/49) in: DAS STANDESAMT, 1949, S. 143

Zweitbücher

Wie bei regulären Standesämtern wurden von allen Lebensborn Standesämtern auch Zweitbücher zu den Personenstandsbüchern angelegt und später an das mit Wirkung vom 1. Januar 1943 auf Weisung des Reichsministers des Innern eingerichtete „Standesamt L München“ abgegeben. Die Unterlagen des Standesamtes L München wurden nach der Zerstörung seiner Räume nach Steinhöring/Obb. in das dortige Entbindungsheim Hochland verlagert und beim Herannahen der Front im April 1945 nach Nußdorf/Inn gebracht. Nach Einnahme des Ortes wurden die Kisten von Angehörigen des besetzenden Streitkräfte geöffnet und anschließend mit dem gesamten Material im Inn versenkt. Spätere Bergungsversuche blieben erfolglos³⁷

In ihrem Buch „Deutsche Mutter, bist du bereit...“ hat Dorothee Schmitz-Köster auf Seite 195 den Geburtseintrag Nr. 62/1940 des Standesamts Hohehorst abgebildet. Es handelt sich dabei vermutlich um ein neu angelegtes Zweitbuch, denn der Eintrag enthält den Beglaubigungsvermerk „Die Übereinstimmung mit dem Erstbuch wird beglaubigt. Löhnhorst, den 18.11.1949. Der Standesbeamte Meier.“

Daraus ist zu schließen, dass seinerzeit vom Standesamt Löhnhorst neue Zweitbücher erstellt wurden.

Nähere Einzelheiten über Erlasse oder Verordnungen hinsichtlich des Standesamts Hohehorst konnten nicht ermittelt werden.

Lebensborn, mahnende Erinnerung?

Er habe das Tausendjährige Reich geschaffen, ließ Hitler allorts verkünden. Es wurden nur wenige Jahre. 1933 begann sein unheilvolles Handeln, 1945 endete es. Trümmerlandschaften überall in Deutschland, in ganz Europa, ja in aller Welt. Wer zählt die Toten, von Geschossen zerfetzt, unter stürzenden Mauern begraben, vergast in Vernichtungslagern? Familien wurden getrennt und vertrieben. Aus vertrautem Lebensraum flüchteten sie ins Ungewisse.

Die neue Republik baute aus diktatorischem Nachlass demokratisches Leben, reichte dem früheren Feind versöhnlich die Hand. Bat um Verzeihung, besonders auch das jüdische Volk. Erinnerungsstätten entstanden und wiesen mahnend auf verbrecherische Taten. Stolpersteine für jüdische Opfer wurden verlegt.

³⁷ Schrembs in: DAS STANDESAMT; 1965; S. 164 u. 165

Auch Bremen trägt eine große Last und ist bereit, sich zur Vergangenheit zu bekennen. Der U-Boot Bunker Valentin, großes Beispiel nationalsozialistischer Aktivitäten, wurde zum mächtigen Mahnmal. Gedenkstätten mit Fotos und Dokumenten belegen die Unrechttaten der Nazis.

In der Nervenklinik in Bremen-Osterholz wurden Menschen zu Versuchstieren. Auf dem Gelände des heutigen Zentralkrankenhauses Bremen-Ost gibt ein großes Archiv Auskunft über diese Taten.

Und Lebensborn: Im rechten Torhaus ist ein beachtliches Dokumentationszentrum entstanden, ehrenamtlich zusammengetragen von Hans-Werner Liebig. Was wird aus dieser Erinnerungsstätte? Bislang ist diese Frage völlig offen. Wird dem Gutshaus Hohehorst ein gleiches Schicksal beschieden sein, wie dem Krankenhaus Sebaldsbrück? Dort kam nach dem letzten Plünderer der Abrissbagger. Im Krankenhaus Bremen-Ost wird künftig an die Gräueltaten der Nazis erinnert, begangen in der ehemaligen Nervenklinik. Gleich nebenan im Suchtkrankenhaus sind keine Lebensborn-Erinnerungen vorgesehen...

Die unbekannte Cousine

Renate Hagedorn

Als Ahnenforscher hat man ab und zu das Glück, ganz unverhofft und überraschend Verwandtschaft in der Nähe zu finden. Davon soll auch hier berichtet werden.

Seit etlichen Jahren steht die Familie Hagedorn im Mittelpunkt unserer Forschungen. Vorfahren wurden unter anderem in Halle/Westfalen ermittelt, deren Nachfahren seit dem 18. Jahrhundert in Bremen lebten, unter anderem in der Brautstraße 26.

Bei Recherchen in der „Maus“ waren die Grauen Mappen eine große Hilfe. Im Staatsarchiv konnten entscheidende Daten aus der Einwohnermeldekartei entnommen werden. Und ergänzende Informationen bot unter anderem das Internet.



Brautstr. 26¹

¹ Abb. Haus Brautstr. 26, erhalten von einem Hagedorn-Nachfahren aus den USA

Der älteste zu ermittelnde Vorfahre war Christian Ludwig Hagedorn, (* 27.6.1689 in Halle/Westf. † 5.3.1758 in Bremen). Er beantragte das Bürgerrecht der Bremer Altstadt am 9.1.1721 und leistete den Bürgereid am 3.2.1727. Er ging zwei Ehen ein. Am 19.5.1722 mit Hanna Helena Pund und am 7.3.1730 mit Kunigunde Prüfer(n). Christian Ludwig hatte insgesamt sechs Kinder.

Sein Sohn Hermann (*11.6.1735 Bremen † 28.9.1826 Bremen) weilte oft in Halle bei seinem 12 Jahre älteren Vetter Clamor Friedrich, der mittlerweile Chef des Haller Stammhauses war. Er lernte dort die Umgebung kennen und entwickelte zu der kleinen westfälischen Stadt eine innige Zuneigung.²

Es gibt in Halle ein Hermann-Hagedorn-Denkmal, von seinen Enkeln 1802 errichtet, sowie einen Pavillon.³ Beides steht in einer Parkanlage. Vom Volksmund wurde der Pavillon wegen der Gestaltung „Kaffeemühle“ genannt und war früher über eine breite Treppe zu erreichen. Es ist nicht bekannt, wann die „Kaffeemühle“ von H. Hagedorn errichtet worden ist. Nach einem Reisebericht des Jöllennecker Pfarrers Johann Moritz Schwager aus dem Jahre 1801 dürfte der Bau zwischen 1793 und 1795 entstanden sein.



Denkmal und im Hintergrund die „Kaffeemühle“

² Kosubek, Wolfgang: Die Lebensgeschichte von Hermann Hagedorn

³ www.haller-loge.de

Hermann Hagedorn hatte viele Schicksalsschläge zu überwinden. Zum Kaufmann ausgebildet verlor er die Mutter als er 18, den Vater, als er 23 Jahre alt war.

1763 machte er sich mit einem Handelsgeschäft selbständig und heiratete am 25.4.1764 die 22jährige Pfarrerstochter Adelheid Catherine Cordes (*24.6.1744 +?, begr. 16.5.1772, Bremen, Martini-Kirche) aus Neuende/Ostfriesland, nahm sie 1765 in der Postkutsche mit auf eine Reise nach Halle und stellte sie Verwandten und Freunden vor.



Hermann Hagedorn

Aus seiner Ehe gingen mehrere Kinder hervor, die ersten beiden starben bald nach der Geburt. Zwei seiner überlebenden Söhne gründeten eine Familie, starben aber im besten Mannesalter, vor ihrem Vater. H. Hagedorn hatte den Tod dreier Haller Enkel zu verwinden. Außerdem verlor er seine Schwiegertochter, die 1813 in Bremen in der Brautstraße mit 42 Jahren starb.⁴ Die verwaisten Enkel kamen in seine Obhut.

Einer seiner Enkel, Clamor Friedrich (*24.5.1793 in Bremen) hatte ein sehr bewegtes und interessantes Leben. Er verließ 1809 sein Elternhaus in der

Brautstraße, um der französischen Einberufung zu entgehen und kam 1819 nach Philadelphia, lebte mehrere Jahre in Südamerika und Mexiko. Er starb am 25.2.1868 in Philadelphia/USA als Generalkonsul von Bayern und Hessen, sowie Konsul vom Großherzogtum Baden, von Braunschweig, Coburg, Oldenburg und Weimar. Ehrenzeichen und Orden von allerhöchsten Stellen wurden ihm in Anerkennung seiner beruflichen Fähigkeiten verliehen.⁵

Hermann Hagedorn überlebte also einen großen Teil seiner Nachfahren. Er starb hochbetagt (91 Jahre) am 28.9.1826 und liegt, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, in Halle beerdigt zu werden, in Bremen begraben. Als 1841 das Denkmal in Halle renovierungsbedürftig war, hat vermutlich aus Dankbarkeit der Enkel Eduard Hagedorn die Instandhaltungsarbeiten veranlasst. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass das Hagedorn-Denkmal 1937 durch den mutigen Appell des Lehrers Heinrich Strakerjahn vor schwerer Beschädigung durch die Nationalsozialisten bewahrt worden ist.⁶ Im Haller Stadtarchiv befinden sich neben Dokumenten zu der Familie

⁴ Kosubek, a. a. O.

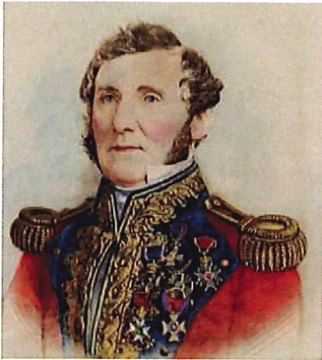
⁵ Artikel veröffentlicht im New York Spectator, 1868

⁶ Kosubek, a. a. O.

Hagedorn auch Korrespondenzen aus dem 20. Jahrhundert zwischen einem ehemaligen Haller Bürgermeister und einem Kapitän, einem gewissen Fritz Hagedorn aus Bremen. Fritz bezeichnete sich als Enkel von Hermann Hagedorn.

In dem erhaltenen Brief vom 26.5.1942 ist von einer Kupferstichplatte mit einer Abbildung von Hermann Hagedorn die Rede. Angeblich sollten drei Abdrucke davon gefertigt werden. Spätere Recherchen ergaben jedoch, dass die Platte vermutlich infolge von Kriegswirren verloren ging.

Merkwürdig nur, dass in den Forschungen der Name Fritz Hagedorn bisher nicht aufgetaucht war. Der aussagekräftige Brief trug als Anschrift Benquestr. 40 in Bremen. Eine Anfrage im Staatsarchiv Bremen löste das Rätsel. Der Kapitän Fritz Hagedorn war Julius Clamor Friedrich Hagedorn (* 23.7.1865 in Bremen, † 1947 ebd.), das zehnte Kind des Alexander Hagedorn (* 26.9.1812 in Bremen, † 1888 ebd.). Alexander war der jüngste Bruder von Clamor Friedrich, der 1868 in den USA verstarb.⁷ Von beiden Männern gibt es im Focke-Museum in Bremen Ölgemälde.



Clamor Friedrich und Alexander Hagedorn⁸

Julius Clamor Friedrich Hagedorn war durch seinen Beruf ein vielgereister Mann. Er begann seine Laufbahn 1885 als Unter-Leutnant zur See und beendete diese 1906 als Kapitän-Leutnant d. R. in Bremen. Seine Ehefrau Martha Maria Johanna geb. Wolff (* 7.1.1869) kam aus Thüringen. Die Nachforschungen ergaben, dass am 13.9.1895 in Othersen-Hamburg eine Tochter Agnes Olga geboren wurde. Zu dieser Tochter gibt es fast keine Angaben. Sie heiratete zu unbekannter Zeit einen Herrn namens Eckholdt. Aus dieser Ehe gab es wiederum eine Tochter, die die Spenderin der Familiengemälde an das Focke-Museum war. So führten unsere Forschungen zu der bisher unbekannten Cousine, die noch immer in Bremen lebt.

⁷ StA Bremen, Einwohner-Meldekartei

⁸ Focke-Museum, mit freundlicher Genehmigung

Eine deutsch-russische Suche

Marlene Kaiser



Am 12.11.2011 schrieb die Wümme-Zeitung über Grabsteine aus dem Jahr 1943 von zwei umgekommenen Ost-Arbeitern.

Eine dieser Spuren konnte jetzt freigelegt werden. Sie führt von der auf dem Lilienthaler Friedhof begrabenen Ludmilla Puschkarenka¹ zu den noch lebenden Angehörigen im Grenzbereich zur südlichen Ukraine, unweit des Asowschen Meeres, zum fernen Rostow am Don.

Es stellte sich die Frage, wie geht man so eine Recherche an, wie forscht man, wo setzt man an?



Am Anfang war der Stein

Im Juni 2011 wurde das Grabstein-Foto auf dem Lilienthaler Friedhof gemacht.

¹ Je nach Sprachraum lautet der alternative Familienname: Puschkarenko, Pushkarenko, Puskarenko

Über die Grabstätten-Nummer und mit Hilfe der Sekretärin der in Trupe (Ortsteil von Lilienthal) ansässigen Kirchengemeinde-Verwaltung fanden wir in der Quelle Lilienthaler Kirchenbücher² einen ersten informativen Texteintrag: „Ludmilla Puschkarenko, Ukrainerin aus Rostow, durch Bombenangriff gefallen“ stand dort und gleich darunter die Namen von drei Lilienthaler Bürgern, deren Todesursache mit „feindlicher Bombenangriff am 16.12.1943“ angegeben wird.

Im Wachbuch der Lilienthaler Feuerwehr gab es keine Vermerke zum Brand auf Truperdeich 6.

Aussagen über den Bombenangriff fanden wir in ‚Lilienthal gestern und heute‘³ bestätigt. Dort heißt es: „Der größte Angriff auf das Wümmegebiet erfolgte am 16.12.1943, mittags 12:00 Uhr mit 400 Flugzeugen. Dabei wurde das Haus von Rebecca Drewes (Truperdeich 6) zerstört.“⁴ Spätestens jetzt waren wir der Überzeugung, dass die Familie, wo auch immer sie ansässig war, nicht über den Tod von Ludmilla informiert wurde. So reifte der Entschluss, aktiv zu werden, das Elternhaus von Ludmilla zu suchen und die Familie zu informieren.

Am 5. Juli 2011 kam der erste Rückschlag. Die Wümme-Zeitung von 1943, mögliche weitere Quelle für Informationen über den Bombenangriff, war nirgendwo zu finden. Die Ausgaben der Jahrgänge 1943 – 1945 schienen vollständig vernichtet worden zu sein. Weder bei der Wümme-Zeitung in Lilienthal noch beim Weser-Kurier in Bremen oder im Kreisarchiv von Osterholz-Scharmbeck waren die genannten Jahrgänge präsent.

Eine spannende Suche

In Russland gibt es zwei Städte mit dem Namen Rostow. Die eine liegt am Nerosee, die andere am Don, unweit des Asowschen Meeres an der Grenze zur Ukraine.

Zu den Fakten zählten nun der Eintrag im Begräbnisbuch der Kirche und der Grabstein auf dem Friedhof Falkenberger Landstraße, wobei der dort vermerkte Geburtsname Puschkarenka nur eine der möglichen Varianten des Familiennamens ist, wie wir aber erst Ende 2012 erfuhren, als der „Fall“ gelöst war.

Da im Begräbnisbuch bei der verstorbenen Ludmilla ‚Ukrainerin‘ stand, schlossen wir daraus, dass es sich um das Rostow am Don, an der Grenze zur Ukraine

² Begräbnisbuch der Kirchengemeinde Trupe, Verzeichnis der Beerdigten, KB 24, S. 245, Z. 59

³ Dehlwes/Buchwald, Band 1, S. 176ff

⁴ Nach der Gebietsreform aktuell: Truperdeich 14

handelte. Die deutsche Wehrmacht hatte mehrfach Rostow am Don⁵ besetzt und bis 1942 bereits 7,5 Millionen Fremdarbeiter in die „deutsche Wehrwirtschaft eingegliedert“.

Daher vermuteten wir, dass Ludmilla als 16-Jährige nach Lilienthal verschleppt wurde.

Wo sollten wir mit der Suche anfangen? Zunächst versuchten wir es über die „Baltenliste“, eine genealogische Organisation, von der wir schon gehört hatten. Auf Vermittlung des Listenkoordinators tauschten wir eine Reihe von Emails mit Michael Katin-Jartzev, einem Deutsch sprechenden Mitglied der Baltenlisten. Er riet uns, Journalisten, das Standesamt und möglicherweise auch den Gouverneur in Rostow anzuschreiben. Unsere Bitte um Unterstützung führte 2011 zu einem Eintrag in die genealogische Datenbank „Allrussischer Stammbaum“, leider ohne Erfolg. Mitglieder der Familie Puschkarenka meldeten sich auf diesem Wege nicht.

Zu dieser Zeit vermittelte der zweite Vorsitzende unseres Heimatvereins, Karl-Heinz Sammy, ein Gespräch mit der Wümme-Zeitung. Zum Volkstrauertag 2011 wurde der Artikel „Viele Spuren enden im Nichts“ über die Spurensuche nach zwei Grabsteinen auf dem Falkenberger Friedhof veröffentlicht.

Der nächste Fortschritt ergab sich in der Weihnachtszeit 2011. Im Internet fanden wir eine Kontaktadresse zur Presse in Rostow.⁶ Am 30.12.2011 baten wir die Generaldirektorin des Verlages „Krestjanin“⁷, Irina Samochina um Unterstützung durch einen redaktionellen Beitrag in ihrer Zeitung. Vielleicht war es auf diese Weise möglich, die Familie Puschkarenko über Leben und Tod von Ludmilla in Lilienthal zu informieren.

Am 25.01.2012 erschien in der „Krestjanin“ ein Artikel mit der Überschrift „Wer ist das Mädchen?“

⁵ Zentner, Kurt: Illustrierte Geschichte des Zweiten Weltkrieges, München 1963

⁶ <http://www.ornis-press.de/erfolgreich-und-unabhaengig.1347.0.html>

⁷ <http://www.krestianin.ru/>

Кто была эта девушка?

Немецкий пенсионер разыскивает родственников погибшей в войну ростовчанки

25.01.2012
„KRESTJANIN“
Publikation, Rostov

Ludmilla Puschkarenko

ПИСЬМО от немецкого пенсионера Зигфрида Кайзера пришло в нашу газету в последние дни старого года.

«Я обратился сегодня с просьбой, особенной просьбой к журналистам газеты „Крестянин“, — писал господин Кайзер. — Я живу в городе Лиленталь, недалеко от Бремена. На нашем местном кладбище и обитурал захоронение с надгробным камнем: „Людмила Пущкарёно (24.05.1927 — 16.12.1943 Лиленталь). Неужели, позвольте, никто до сих пор не знает, кто была эта девушка? Откуда эти могила в небольшом немецком городке?»

Зигфрид выдвинул поиски. Никто следов 16-летней Людмилы оказалась непером. Иск же в церковных книгах хранился за 1943 год немецкий пенсионер обитурал и записки: „Людмила Пущкарёно, погибла во время авиационного

налёта на Труперхарт 24 мая 1943 года».

С помощью местного историка Уильяма Левиса Зигфрид восстановил события того майского дня. 400 самолётов союзных войск бомбили местность недалеко от Лиленталь, бомба попала и в дом, в котором жила Людмила. Вместе с ней в доме погибли ещё трое человек...

Как оказалась 16-летняя русская девочка и местечко под Бременом?

Как и тысячи наших соотечественников. Была угнана немецким вермахтом в Германию. Скорее всего, как удалось выяснить Зигфриду Кайзеру, в 1942 году. День и ночь шли налёты с модами парами и делами с юга России в Германию. В одном из них правили и Людмила Пущкарёно.

Определена она была в семью Дросе в Труперхарт как „костяная работница, домашняя помощница“. Другое свидетельство о Людмиле в Лиленталь не



Зигфрид Кайзер обитурал на местном кладбище захоронения 16-летней русской девушки и задумал найти её семью



существует.

Недавно Зигфрид узнал, что Людмила Пущкарёно весьма вероятно из Ростова-на-Дону или Ростовской области. В этом ему помогла Мишаш Катин-Вриен из Москвы, „пробив“ фамилию Людмилы на „генеральском портале“ в интернете. „Мои исходы, — пишет Зиг-

фрид, — найти семью Пущкарёно. Я предполагаю, что Людмила до сих пор числится, как пропавшая без вести, и её семья до сих пор ничего не знает о её гибели и месте её захоронения».

Уважаемые читатели „Крестянина! Если вам что-то известно о семье Людмилы, или о ней самой, свяжитесь с

редакцией по телефону: 863 282 8313, или 8928 270 30 89.

Можно написать также по электронной почте: director@krestjanin.biz.

Контакты Зигфрида Кайзера — в редакции. Он ждёт и надеется, что после получения неизвестности родные и близкие Людмилы узнают, где она обрела покой.

Einen Tag später meldete sich eine Familie Puschkorenko beim Verlag Krestjanin: „Wir sind Verwandte von Lyudmilla Puschkorenko (*1927). Ich bin Ludmila Ahrimenko (Puschkorenko *1951) und bin eine Nichte dieses Mädchens. Mein Vater Vladimir Georgiywitsch Puschkorenko ist der Bruder von Lyudmilla. Außerdem habe ich noch drei Neffen. Wir alle wohnen in der Stadt Rostov-am-Don. Mit freundlichen Grüßen Familie Ahrimenko Puschkorenko.“

Die Generaldirektorin Irina Samochina schickte uns am 28.01.2012 eine weitere Mail mit folgendem Inhalt: „Ich habe Lyudmilla (*1951) angerufen und mit ihr und ihrer Tochter Julia gesprochen. Lyudmilla sagte mir, dass Lyudmilla Puschkorenko (*1927) wirklich nach Deutschland verschleppt wurde. Danach wusste ihre Familie über Jahrzehnte nichts über ihren Verbleib. Es gab eine Frau, die auch in Deutschland war. Die sagte der Mutter, dass Lyudmilla starb. Aber genau sagen, wo und was passiert ist, konnte diese Frau nicht. So wusste die Mutter nie etwas Genaues über das Schicksal ihrer Tochter. In unserer Redaktion bewundern alle Journalisten Ihren Wunsch, die Familie eines einfachen russischen Mädchens, das in Deutschland gestorben ist, zu finden ...“

Am 29.01.2012 geht die nachfolgende Email von Familie Puschkorenko in Lilienthal ein: „Gestern hat unsere Familie Unterlagen vom Verlag Krestjanin erhalten. Seit vielen Jahren suchten wir nach Lyudmilla. Sie hat uns immer sehr gefehlt. Einmal kam eine Frau in unser Haus, die ebenso wie Lyudmilla nach Deutschland gebracht wurde. Sie sagte, dass sie von einem Mädchen namens Lyudmilla aus Rostov-na-Donu gehört habe, und dass das Mädchen starb. Das wollte aber keiner glauben, weil die Frau nicht sagen konnte, wie und wo sie starb.

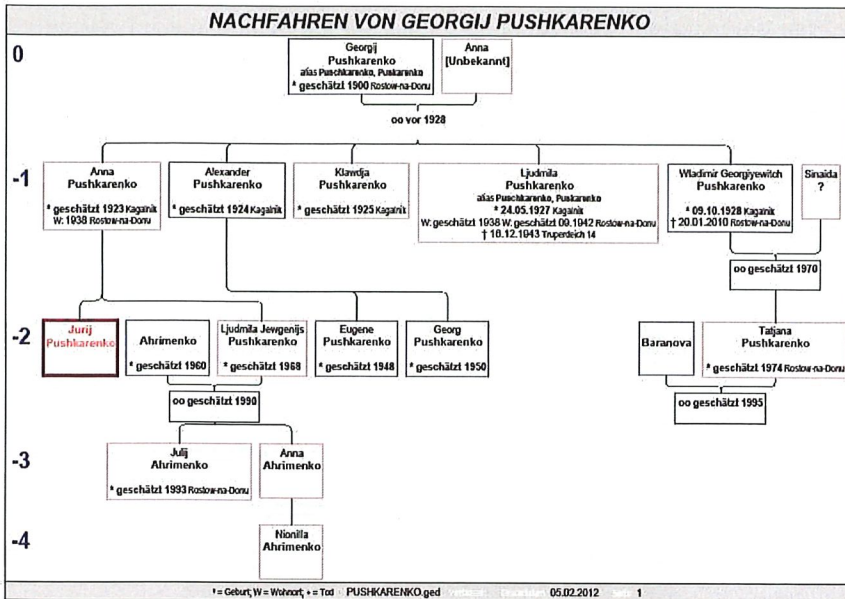
Wir hofften weiterhin, dass Lyudmilla noch am Leben sei, nur wahrscheinlich nicht nach Hause zurückkehren konnte. Jetzt kennen wir das Schicksal von Lyudmilla und können für sie beten. Bisher konnten wir dies nicht tun, da wir nicht wussten, ob sie lebt oder nicht. Alles was wir hatten, war das einzige Bild unserer Lyudmilla und ein Körnchen Erinnerung der älteren Neffen Georg und Eugene, die sich an ihr Leben erinnern. Aber sie waren damals sehr junge Kinder.



Die 16-Jährige Ludmilla Puschkarenka

Alle Brüder und Schwestern von Lyudmilla sind bereits gestorben. Es gibt noch die Neffen und Nichten Tatyana, Eugene und Yuri. Sehr geehrter Herr Kaiser! Wenn Sie mehr über Lyudmilla wissen, würden wir Ihnen sehr dankbar für jede Information darüber sein. Sorry für die schlechte Text. ...“

Im März 2012 fanden wir im Kreisarchiv Osterholz-Scharmbeck die Sterbeurkunde von Ludmilla, die wir an die Familie weiterleiteten. In einer Reihe weiterer Emails wurden Informationen zwischen den Familien Puschkarenko und Kaiser ausgetauscht. Auch ein Stammbaum ist zwischenzeitlich entstanden.



Nach mehr als 68 Jahren konnte der noch heute in Rostow am Don lebenden Familie neben vielen Informationen auch ein Bild vom Grab der damals 16-jährigen Ludmilla zugeschickt werden. Jetzt wollen sich alle Verwandten zu einem Ludmilla-Gedächtnistreffen zusammenfinden.